

Schwarz auf Weiß

SCHÜLERZEITUNG DES STÄDT. GYMNASIUMS IN GUMMERSBACH

8. Jahrgang

Dezember 1958

Nummer 2

Aktueller denn je:

BERLIN



zweigeteilte Stadt im zweigeteilten Deutschland

Molkereigenossenschaft Kotthausen

GmbH.

Seit 1895

Tel. 2673

Hubertus-Apotheke

Rudolf Schliwa

Gummersbach-Rhld.

Kaiserstraße 17/19 · Telefon 3066

Walter Hahne

Gummersbach

SCHULBEDARF

Buch-, Papier- und Schreibwarenhandlung
Sämtliche Schulbücher

Konditorei

Café

Milchbar

Süße Ecke

GUMMERSBACH · Ruf 2377

Otto Frackenpohl

Eisenwaren, Haus- und Küchengeräte

Gummersbach Rhld.

Kaiserstraße 5

Telefon 2478



Adler-Apotheke

INH. J. SCHLICHTER

Gummersbach

Kaiserstraße

Alles

fürs moderne Büro

liefert Ihnen

Eugen Haas

Das Haus der Büroeinrichtungen

Gummersbach · Ruf 2217

Musterring-Möbel machen
die Wohnung zum Heim.



Möbelhaus Brüning

GUMMERSBACH

Ecke Wehrenbeul-Feldstraße

KRITIK AN DER SCHÜLERZEITUNG!

Am Donnerstag, dem 20. November, kamen in unserer Rest-Aula die Oberstufenklassen zusammen, um über Fragen der Schülermitverantwortung (SMV) zu diskutieren. Dabei wurde auch das Thema „Schülerzeitung“ gestreift. Folgendes ist dazu zu sagen:

Eine Schülerzeitung ist — oder sollte es wenigstens sein — ein Blatt, in dem jeder Schüler seine persönliche Meinung öffentlich über ein beliebiges Thema äußern und vertreten kann. Außerdem ist sie eine Art Schulchronik und kommentiert oder glossiert Ereignisse aus dem Schulleben. Sie ist also, und das scheint mir hier in erster Linie wichtig, ein Organ der Schüler und kein „Lehrerblättchen“. Es soll also ja keiner glauben, die Lehrer brächten hier ihre geistigen Ergüsse zu Papier und zwängen dann den Schüler, diese noch zu kaufen. Viele von uns stehen auf diesem Standpunkt und meinen, ein Schüler dürfe nur dann schreiben, wenn seine Ansichten denen der Lehrer weitgehend entsprechen; alle Schülerartikel würden von Lehrern zensuriert und die verfänglichen Stellen gestrichen; die Redaktion bestehe aus Schülern, die nur die Anweisungen der Lehrer befolgen.

Dieser Standpunkt ist grundsätzlich falsch und bei unserer Schülerzeitung vollkommen ungerechtfertigt!

Unsere Redaktion besteht aus acht Jungen, die sich für den Zeitungsbetrieb interessieren. Die Schülerzeitung ist für sie eine Art Hobby, das sie in ihrer Freizeit betreiben. Sie schreiben Artikel, fotografieren, werben Anzeigen, sortieren und korrigieren eingegangene Artikel, besprechen die nächste Nummer und regeln ihre Zusammenstellung. Sie entscheiden über Annahme von Artikeln, auch bei Lehrern, und werden jeden Schülerartikel, der ihnen geeignet erscheint, anerkennen und abdrucken. Mancher wird fragen: Und wieviel bekommt Ihr dafür? Er kann beruhigt sein; noch nie hat einer der Redakteure von den paar Mark Gewinn, sofern kein Defizit da ist, auch nur den geringsten Verdienst gehabt.

Vielen kommt ein Lehrer in dieser Redaktion als Fremdkörper vor. Aber wer trägt die Verantwortung? Wer hilft bei Formfragen? Wer vertritt die Lehrerschaft, die ja auch manchmal etwas auf dem Herzen hat? Wer berät bei schwierigen Entscheidungen? Das nun ist die Aufgabe des beratenden Lehrers in der Redaktion. Dieser ist nichts weniger als ein Zensor. Er selbst würde sich dagegen verwehren.

In diesem Jahr unter einem besseren Stern:

Unsere Klassenfahrten

Wie alljährlich so waren auch im September 1958 einige Klassen auf großer Fahrt. Die beiden Unterprimen besuchten Berlin, die Untersekunden lernten den Hamburger Raum bzw. das Bodenseegebiet kennen und unsere drei Untertertien hielten sich Mosel, Eifel und Main als Fahrtziele bestimmt. Aus einer erfreulich großen Zahl von Berichten haben wir einige ausgewählt.

— red —

Berlin ist eine Reise wert!

München, die Alpen, Paris: Das waren Reiseschlager, die in den letzten Jahren Themen der Diskussion bildeten. Und dann der Vorschlag von Herrn Kienbaum: Berlin, Berlin? Keine Ablehnung, denn man spürte ja die Verpflichtung gegenüber der Hauptstadt. Nur... Sehr bald überspielte die Begeisterung für die Fahrt das „Nur“. Ohne allzu große Vorbereitung — Geschichte und Erdkunde gaben uns Einführungen — ging es los, mit einer „Klassenspitze“, Herrn Kienbaum als Chef und Herrn Obendiek als Vize.

Räder rollen gen Berlin. Räder durchmessen im funkschlagenden Rhythmus der Schienenstöße das Land, auf die Hauptstadt zu, in das Herz, dessen Körper in der Mitte auseinandergeschnitten ist. Und die Klasse im Zug zeigt, daß Reisen nicht unbedingt zu bilden braucht. Man hat mutig den Expeditionsproviant unter die Zähne genommen und verdaut nun im tabakrauchigen Halbdämmer eines Dauerskats. Selbst das Getue der geistigen Arbeiter in Permanenz paßt sich ein: Im Osten nichts Neues.

Der Zug hat Helmstedt verlassen, die Fenster sind heruntergezogen, frischer Wind füllt die Abteile. Alle Müdigkeit ist verfliegen, wir halten Ausschau nach dem Neuen, dem Anderen. Dieser und der erblickt plötzlich bärtige, gewehrbehängene Gesellen am Waldrand. Ein wenig hat uns das Abenteuer ergriffen. Dann in rascher Folge: der umgepflügte Streifen Niemandsland, Wachtürme, dann der Bahnhof Marienborn. Es gibt keine großen Reden, keine großen Gefühle, doch sachliche Erklärungen und Bemerkungen, ein Sammeln erster Eindrücke, die erste Auseinandersetzung mit dem zur Begrüßung überreichten Propagandamaterial, leise aufkommende Gespräche mit Zonenbewohnern, während Vopos Pässe prüfen und Koffer durchwühlen. Wir haben nun das Thema, unsere Reise hat begonnen.

Wie kommt es nun, daß unsere Schülerzeitung trotzdem so viele Lehrerartikel enthält? Eine Schülerzeitung ist auf Initiative und Mitarbeit seitens der Schüler angewiesen. Ist diese gar nicht oder nur mangelhaft vorhanden, so greift die Redaktion auf die Artikel der Lehrer zurück, da sie selbst nicht alle Artikel schreiben kann. Die Redaktion gibt jedem Artikel eines Schülers liebend gern den Vorzug. Aber wenn diese Schülerartikel ausbleiben, ist keine Wahl gelassen, und so entsteht leicht der Eindruck eines „Lehrerblättchens“, über das einige Schüler dann erbost sind. Sie den-

Berlin ist eine Riesenbaustelle, Gerüste und Bretterzäune, Arbeiterkolonnen in gesperrten Straßen vermitteln einen ersten Eindruck, den das Getöse von Dampfmaschinen und Preßluftbohrern nach der akustischen Seite abrundet. Aus dem grünen Hermsdorf, wo wir unser Quartier in der Ernst-Reuter-Jugendherberge haben, kommen wir jeden Tag in das neue Zentrum am Zoo, ein Zentrum der Hochhäuser mit Nüchternheit und Klarheit der Linien, in deren Mitte wir den Gedächtnistrümmern, Resten des alten Berlin, Überbleibseln einer großen Tradition, begegnen. Die neue Architektur erreicht noch eine Steigerung im Hansaviertel, dessen Gebäude, von international anerkannten Architekten errichtet, uns in der Schönheit von Form und Farbe so begeistern, daß wir mit Verspätung wieder am Bus eintreffen und einer von uns nur in rasantem 1000-m-Spurt den Wettlauf mit dem bereits losgefahrenen Bus gewinnt. Wie wir ein seltsames Gebilde aus Kupferblech bspötteln, das sein Hersteller als „Morgendämmerung I“ bezeichnete, so findet der schlagfertige Berliner Witz überall Angriffsobjekte: eine neue Konzerthalle ist für ihn die Hindemith-Garage, Kirchen bekommen ihre Namen: Kraftwerk Jesu, St. Aluminium; ein Kirchturm: Seelenbohrer.

Die Berliner bauen in die Höhe, sie müssen es, denn rundum liegen bewaffnete Landsleute auf der Lauer, dahinter die russischen Panzer. Die Insellage engt uns ein, macht beklommen, so als ob wir nicht mehr voll einatmen können. Doch dieser Zustand ist bald überwunden, wir hören unserem rotgeschöpften Studenten zu, der sich als Leiter auf Stadtrundfahrten sein Geld verdient, oder wir lachen über unseren Fahrer, der einem uns behindernden Münchener Autofahrer zuruft: „Du Südpreuße!“ Wir finden schnell Geschmack an der Atmosphäre geistiger Freiheit und Regsamkeit, für die es eine einengende Grenze nicht gibt, und, ein-

ken dabei nicht daran, daß sie diesen Zustand selbst verschuldet haben.

Man wird jetzt einsehen müssen, daß der oben beschriebene, aber leider sehr häufig vertretene Standpunkt der Schüler jeder Grundlage entbehrt. Ich hoffe darum, daß sich die Schüler aktiver an der Gestaltung unserer Zeitung beteiligen. Denn jeder weiß ja nun, daß er es in der Hand hat, unsere Zeitung zu beeinflussen und davor zu bewahren, ein „Lehrerblättchen“ zu werden.

Im Auftrage der Redaktion:
Enderlein, O.Ilb.

mal der Dumpfheit der Provinz entronnen, genießen wir die Großzügigkeit des Tempelhof-Flugplatzes und das Weltstadtleben des Kudammes.

Sonntagmorgen in Berlin. Größere und kleinere Gruppen streben ihren verschiedenen Zielen zu. Wir haben, wie es im Jargon der Führung heißt, „freies Manöver“. Wir erleben einen Sonntagmorgen im Ostsektor. Der U-Bahnzug bremst quietschend im Bahnhof Französische Straße und wir gehen gemächlich dem Ausgang zu. Hinter uns ruft eine Stimme das unvermeidliche „Zurückbleiben, bitte!“ und der Zug setzt sich rasselnd in Bewegung. Wir treten auf die breite Straße, die im goldenen, warmen Sonnenlicht eines Septembervormittags daliegt. Wir schlendern an den Häuserreihen entlang, können aber genauso gut auf der Straßenmitte gehen, nicht einmal ein herrenloser Hund stört uns. Wir biegen um eine Ecke, dann um eine zweite, eine dritte: weder das Hupen eines Autos noch das aufgebrachte Bimmeln einer Straßenbahn klingt uns entgegen, allein das Klappern und Schurren unserer sonntäglich gewachsenen Schuhe hallt von den schmutzgrauen Fassaden aus wilhelminischer Zeit wider. Oft sind sie das einzige, was von einem Haus noch übrig ist. Aus ihren Fugen wächst Gras und aus ausgebrannten Fensterhöhlen strecken grüne Büsche ihre wilden Früchte. Auf einem kleinen Platz führt eine breite Freitreppe zu hohen korinthischen Säulen empor, deren eine in der Mitte auseinandergebrochen ist. Hinter ihnen wird der Blick von roh aufgeführtem rotem Ziegelsteinflickwerk abgeschnitten. Leise Trauer überfällt mich einen Augenblick lang, eine Traurigkeit, die einen beim Anblick zerfallener Überreste aus einer vergangenen Zeit überfällt. Wir gehen weiter.

Nicht einmal der freundliche Herr, den wir nach dem Weg zum Dom fragen könnten, ist zu sehen. Das heitere, schlendernde, nach Kaffee duftende sonntägliche Spaziergängerleben gibt es nicht. Doch eben klingt ein Lachen die Straße entlang, und jetzt schon wieder. Wir gehen auf die Gruppe zu, die da auf der Straße steht. Zwei Männer in Uniform, die anderen im Sportdreß, stehen sie da, gestikulieren mit Armen und Beinen. Offenbar haben sie Frühsport getrieben und unterhalten sich jetzt ganz zwanglos. Wir hören im Vorübergehen, daß es doch nur ein gepreßtes Lachen ist, sehen ihr gezwungenes Grinsen und ihr gekünstelt-unnatürliches Gebaren. Ein paar Menschen, die sich schleppenden Ganges entfernen, hier und da die grüne Uniform eines Vopo, ein paar Mädchen, die in bunten Röcken an uns vorbeiradeln: wir nähern uns belebteren Stadtteilen. Wir überqueren die Spreebrücke, vor uns liegt ein riesiger Platz, die Tribüne in der Mitte trägt, rot eingerahmt, die Riesenschädel dreier „Roter Väter“. Wir sind auf dem Marx-Engels-Platz, Aufmarschplatz für die sozialistischen Armeen auf dem alten Fundament des Berliner Schlosses. Dann der „Alex“. Früher der verkehrsreichste Platz der Stadt, sieht er heute gut aufgeräumt aus. An zwei Ständen drängen sich zwei lange Schlangen, um Weintrauben einzukaufen, die wohl gerade eingetroffen sind. Wir kennen jetzt das Bild. Überall leichte Verlassenheit und Trostlosigkeit, die Sonne unterstreicht durch ihre Licht-Schattentwirkung den Kontrast hoher geschwärtzter Häuserblöcke und weiter, nur mit Stapeln abgeklopfter Ziegelsteine besetzter Flächen.

Manchmal hat einer von uns das Glück, ein wahres, offenes Gespräch führen zu können mit einem privaten Zeitungskäufer, der früher einmal eine Druckerei besaß, oder mit einem Briefträger, der

ihn über sein schmales Verdienst nicht im Unklaren läßt. Mögen dir die Tatsachen, die du erfährst, längst bekannt sein, du kannst doch nicht unbeteiligt bleiben, wenn dein Gegenüber von sehr persönlichen Dingen zu sprechen beginnt und Leidenschaft, Not und Leid, Zorn und Enttäuschung aus ihm hervorbrechen, was alles er sonst so gut hinter der Maske von Mißtrauen und betonter Unbefangenheit und Gleichgültigkeit verborgen gehalten hatte. Mancher war glücklich, ein solches Erlebnis zu haben und er verstand dann plötzlich die Maske des Poms und Aufwandes der Stalinallee, des Zuckerbäckersstils bester wilhelminischer Prägung, eine Maske, die so schlecht gespielt wird, daß der Stuck und die kleinen Balkone an der Vorderfront schon wieder herabfallen. Er weiß schon im Voraus, ohne hinzuschauen, was diese Maske verbirgt: gut aufgeräumte Trümmergrundstücke, braunschwarz geteerte Baracken und Menschen, die — und dabei tritt alles andere zurück —, in Lüge und Unfreiheit leben müssen.

Und dann der Nachmittag im Westen: schwitzende, gut genährte Menschen, die sich über den Sonnenschein und ihre in Massen auftretenden Mitmenschen ärgern, sonst aber zufriedenen Schlagsahne lecken, sitzen mit uns im Motorboot. Wir tuckern über die von weißen Segeln übersäten Havelsee. Links und rechts am Ufer Gasthäuser, Parks, Tanz, Vergnügungsrummel. Teils verbringen wir den Abend im Catcherzelt bei La Barba, dem Orang-Utan



Marx-Engels-Platz — Tribüne

in Menschengestalt, der seine Gegner in die Seile wickelt und ihnen Nasen und Hälse abdreht, teils beim Vergnügungsbummel auf dem Kudamm, und als wir lange nach 11 Uhr abends in der Jugendherberge eintreffen, gibts ein Donnerwetter.

Berlin ist eine Stadt der Gegensätze. Das klingt banal. Und doch fühlen wir diese Gegensätze, sie regen uns zum Nachdenken, zu Gesprächen und Diskussionen an, sei es bei Aschinger, wenn wir für 40 Pfennige unsere Erbsensuppe löffeln, oder abends auf der Heimfahrt mit der U-Bahn.

Da ist das Jugendaufnahmelaager Kladow, oder das Lager Friedland, das, sieht man es in diesem Sinne, mit hinzugehört zu Berlin, mögen geographiebewanderte Quintaner jetzt auch den Rotstift vornehmen. Besonders stark und erregend für uns zeigte sich diese Gegensätzlichkeit auf dem Gebiet der Kunst. Wir sahen Museen in Ost und West. Unter den Linden gab es das Pergamonmuseum, das Museum für Deutsche Geschichte mit einer Ausstellung „50 Jahre Film“, eine Corinthausstellung. Klar wurde uns der Unterschied beim Besuch der Ausstellung mo-

derner sowjetischer Künstler im Ostsektor.

Sehen wir uns das Museumspublikum an, so stoßen wir gleich auf einen wichtigen Punkt. Da laufen in hellen Scharen die Genossen Dreher und Monteure, die Genossen Schuster und Hilfsarbeiter herum und kratzen sich mit schwierigen Händen am Kopf, wenn der „Genosse Kunst-sachverständige, der det Janze schmeißt“, unverständlich bleibt. Für die Partei ist die Kunst ein Propagandamittel, sie ist zweckbestimmt. Damit sind auch Wahl und Auffassung des Themas bestimmt. „Der Siegeszug des Sozialismus“. Die zweite Forderung, die teilweise daraus folgt, ist die der allgemeinen Verständlichkeit. Die Kunst ist für das Volk da, der Künstler muß demnach so malen, daß sich der Genosse Jedermann mit seinem oft primitiven Denken und Fühlen und Glauben bestätigt fühlt. In der Absicht, Propaganda zu treiben, geht man schließlich so weit, daß jedes Bild nur noch ein stolzes sozialistisches „Das sind Wir!“ aussagt. Man kommt so zur bloßen Dokumentation sozialistischen Fortschritts, eine Aufgabe, die die Fotografie weit besser lösen könnte. Bei der reinen Ausrichtung auf den Inhalt wird die Form ganz vernachlässigt, denn das „Was“ setzt ja das „Wie“. Da aber die Übereinstimmung von Inhalt und Form das Kunstwerk ausmacht, so ist auch von hieraus das sozialistische Kunstwerk ad absurdum geführt. Dementsprechend wirft man uns im Osten „Formalismus“ vor, soll heißen: wir betonen das Formproblem. Wir aus dem Westen werden als Objektivisten beschimpft. Dazu Lenin: Objektivität gibt es nicht. Das Urteil eines jeden ist auf Grund seiner Klassenzugehörigkeit gefärbt, es ist daher subjektiv, so auch in der Kunst. Die einzig wahre d. h. objektive Klasse ist die kommunistische. Sie hat keine Verfälschungsabsichten. Daher soll man die Welt subjektiv als Kommunist betrachten und man sieht sie objektiv in ihrer ganzen Fülle. Daher rührt der Totalitätsanspruch des sozialistischen Realismus und seine Aggressivität gegen den Westen. Die östliche Kunst ist die einzig wahre, objektive, realistische, weil sie sozialistisch-subjektiv ist. Als wir mit Kunstführern in der Ausstellung über diese Fragen diskutierten — damals war uns der Fragenkreis neu, erst der Geschichts- und Kunstunterricht gab uns nach unserer Rückkehr Argumente dazu — mußten wir uns nach heftiger Gegenwehr schließlich geschlagen bekennen. Wir ließen uns allzu leicht von einzelnen Bildern, die jedes für sich primitiv und verlogen waren, zur Theorie führen, in der uns der geschulte Ideologe überlegen war.

Ähnlich deutlich wurde uns die sozialistische Kunstauffassung, besonders deren Propagandaabsichten, in den beiden Theaterstücken, die wir im Ostsektor sahen.

Im Maxim-Gorki-Theater wurden zwei Einakter gezeigt, „Der Lohndrucker“ und „Die Korrektur“. Zum Äußeren: viele Leute kamen ohne Krawatte und Abendanzug ins Theater, und niemand nahm Anstoß daran. Beim Eintritt nahm ich ein Programm mit, aus dem ich etwas über den Inhalt der beiden Stücke erfahren wollte. Aber nichts dergleichen stand auf dem Programm. Ich las etwas von Elektrokohle, Naziverbrechern, Provokateuren und Großindustriellen auf der ersten Seite und auf der letzten von Traktoren und vom Kombinat „Schwarze Pumpe“. Was das mit Theater zu tun hatte, wurde mir erst während der Vorstellung klar. „Der Lohndrucker“ war ein fortschrittlicher Arbeiter, der freiwillig die Arbeitsnorm heraufsetzte und selbst Überstunden machte, um einen lebensnotwendigen Kessel zu

bauen. Kein Wunder, daß er deshalb bald bei seinen Arbeitskollegen so verhaßt war, daß sie ihn eines Tages zu Boden schlugen. Schließlich verstand es aber dieser kommunistische Arbeiter, seine Kollegen davon zu überzeugen, daß sie falsch handelten. „Nicht das Motto: Hauptsache das Geld stimmt, darf Gültigkeit haben, sondern: Wie kann ich meinem Arbeiter- und Bauernstaat helfen, mehr und billiger zu produzieren?“ sagte der Lohndrucker, worauf ihm ein anderer Arbeiter entgegnete: „In Amerika haben die Arbeiter Autos! Das ist mir lieber als ein sozialistischer Arbeiterstaat!“ Die Antwort hierauf kam wie aus der Pistole geschossen: „Wem gehören denn bei denen die Betriebe?“ — Schweigen — „und bei uns? Uns, den Arbeitern selber! Wir dürfen selber für unseren eigenen Fortschritt arbeiten. Er wird um so größer sein, wenn jeder einmal selbst in sich geht und daran denkt, daß er von der Gesellschaft nur das fordern kann, was er bereit ist, dafür in ehrlicher Arbeit zurückzugeben.“

So wird zwar Selbstkritik geübt — nebenbei: das Publikum lachte an Stellen, die nicht dafür vorgesehen waren —, aber sofort auch unmißverständlich darauf hingewiesen, daß nur der Arbeiter schuldig ist, wenn nicht alles nach sozialistischem Wunsch klappen sollte und die Versprechungen der Regierung nicht in Erfüllung gehen.

Während dieser erste Einakter noch ein Problem aufwies, konnte man bei der „Korrektur“ nur noch von einer Parteiversammlung sprechen. Eine Betriebs-sitzung löste die andere ab, es hagelte Schlagworte gegen jedermann, Arbeiter und Wissenschaftler wurden korrigiert, die die Schuld daran trugen, daß der Fortschritt beim Kombinat „Schwarze Pumpe“ nicht zügig genug vorstatten ging. Aber schließlich fand auch dieses zweite Stück sein happy end, indem die konservative Intelligenz geduldet wird, weil sie nun einmal nötig ist für den Aufbau. Arbeiter und Wissenschaftler reichen sich die Hände: „Die Arbeit und die Wissenschaft, das ist die Kraft, die alles schafft!“ Dann ging der Vorhang herunter, das Theater wurde verdunkelt und ein Film zeigte Traktoren und Maschinen, die für den Fortschritt arbeiten. Nachdem es wieder hell geworden war, bedeckte eine rote Fahne fast die ganze Bühne. Sie flatterte, von Windmaschinen bewegt und war in helles Licht getaucht. Das ganze nannte sich Theater. Wieder einmal hatte der Sozialismus gesiegt und seine treuen Diener zollten ihm pflichtgetreu Beifall, denn es war ja ihr Sieg, der da errungen worden war über Bürger und Kapitalisten. Die beiden Aufführungen gaben Anlaß zu Spott und Witzeleien. Um so tiefer waren wir von Borcherts „Draußen vor der Tür“ beeindruckt, von den „Vaganten“ in ihrem Kellertheater gespielt.

Zwei Grenzen mußten wir im Geist immer wieder überqueren: die zum Osten und die zur Vergangenheit. Herr Kienbaum und Herr Obendiek bemühten sich ganz besonders um dies: uns eine Vorstellung zu geben vom Hitlerstaat. So besuchten wir Plötzensee, die Hinrichtungsstätte für die Widerstandskämpfer des 20. Juli 1944. Der graue Herbsttag machte den Eindruck nicht besser. Eine lange hohe Mauer mit ein paar Worten zur Erinnerung und wenige Stufen, die zu ihr hinaufführten, bildeten die ganze Gedenkstätte. Ein paar halbvermoderte Kränze lagen herum, der größere Teil von ihnen kam aus dem Osten! Das Wort eines aus dem Osten geflohenen Studenten scheint zuzutreffen: „Wir lehren den Sozialismus, ihr lebt ihn!“ Wir haben anscheinend auf-

gehört, vor lauter Essen und Trinken an sie zu denken, die einzigen Zeugen, die uns, das ganze Volk, vor der Geschichte rechtfertigen können.

Wie anders dagegen ist das sowjetische Ehrenmal und Mausoleum in Trep-tow, wo 7000 sowjetische Soldaten begraben liegen. Die Anlage weist die typische Großzügigkeit des totalitären Staates in Propaganda und Selbstverherrlichung auf. In Stein gemeißelt werden russische Soldaten gezeigt, in deutsch und russisch kann man von ihren verdienstvollen Taten lesen. Im Mausoleum, über dem ein überlebensgroßer Sieger wacht, riecht es nach frischen Blumen. Der ganze Stolz der siegenden Klasse scheint hervorgetreten. Und wieder war es Fassade: ver-härmte Frauen waren in den Anlagen mit schwerer Arbeit beschäftigt.

Und da sind wir wieder bei der Kernfrage, die uns während der ganzen Fahrt beschäftigt, Haben die drüben nicht Ideale, nicht ein Ziel, für das sie kämpfen? Wir haben dahintergeschaut, es ist Fassade. Aber sind das nicht schließlich Äußerlichkeiten? Ja, sie haben eine Ideologie, und die ist verlogen, unwahr. Der Mensch ist nicht nur gut und kann nicht nur gut sein. Er wird sein Streben nach Besitz und Macht nicht aufgeben, das haben die drüben in ihrem eigenen Staat bewiesen, auch wenn sie noch so sehr vom Übergangsstadium reden. Aber was haben wir ihren Schlagworten entgegenzusetzen? Geistige Freiheit — die nicht zuletzt auch die Freiheit ist, viel zu essen und viel zu trinken?

Unser Programm ist längst nicht erschöpfend behandelt, es wäre auch nicht möglich, wollten wir es versuchen. Was wäre auch nicht noch alles zu charakterisieren: der Besuch des Olympiastadions, des Zoos, der Industrieausstellung, des Rathauses Schöneberg, der dürftige Empfang beim Senator für Wirtschaft und Kredit und der sehr befriedigende im Bundeshaus, im Berliner wohlgemerkt. Vor allem aber war es die überaus herzliche Aufnahme bei den Schülern und Schülerinnen der Obersekunda des Kaasten-Gymnasiums, bei der mancher von uns schöne Stunden verbrachte. Und auch dies gehört zu unseren Berlin-Eindrücken, ein Gegensatz, der uns sehr schnell auffiel: wir genossen eine moderne, freundliche Schule, mit vorbildlichen Sportanlagen, Werk-, Physik-, Chemie- und Arbeitsräumen, eine Schule mit einer großzügigen Aula, und wer von uns dachte dabei nicht an das Gegenstück, zu dem wir uns sonst Morgen für Morgen schleppen, ein abgewandeltes Iphigeniezeit in Kopfe: Und in die Röhre gucken wir noch lange Jahre,
‘Ne neue Schule mit der Seele suchend.
von Laer, U Ia.



Gedenkstätte Plötzensee

„Warnung vor Unbekannt!“

oder

DAS SPIEL WURDE ZUR WIRKLICHKEIT

„Warnung vor Unbekannt!“, so lautete der Titel unserer letzten Spielaufführung. Aber man wird diesen beunruhigenden Aufruf auch in dem Polizeibericht jener Tage nachlesen können. Denn nicht nur auf der Bühne verschwand der wertvolle Inhalt einer Kassette, sondern auch in Wirklichkeit hatte sich ein geheimnisvoller Jemand unserer Theaterkasse angenommen. Während im Spiel der rührige Polizeipräsident gar nicht dazu kam, den Dieb zu fangen, da dieser sich von selbst meldete, mußte sich die echte Polizei unseres Städtchens einige Mühe geben, den mysteriösen Jemand der Wirklichkeit zu erwischen. Jedoch viele Zuschauer, die schon an Ort und Stelle von dem Diebstahl hörten, hielten die Geschichte für eine Propagandastory, dabei war es doch für uns, die Spielschar, ein recht verlustreicher Ernst. Als gar folgendes Gedicht während der zweiten Aufführung vorgelesen wurde, hielten es viele für einen kleinen Scherz, der zu dem Stück gehörte:

Wir alle waren Samstag gespannt:
Wird det Spiel von Toto und Verbrecherjagd
zu einem juten Ende jebracht?
Da kam wie aus heiterem Himmel der Blitz —
lachen Se nich — et klingt wie ein Witz:
Zu unsrer jespielten Verbrecherjagd
hat einer ‘nen neuen Akt jemacht:
Der Akt ist echt
und ooch sehr schlecht!
Wat wir auf der Bühne hier inszeniert,
is drauhen mit unserer Kasse passiert:
Ein Filou ist mit ihr durchjebrannt!
Allerhand!
Ick warne vor Unbekannt!
Er hat die Jarderobe bespioniert,
beim Kartenabreißer sich informiert,
janz unschuldig jefragt:
„Was wird hier jespielt?“
Und nach der Abendkasse jeschießt.
Helljelbes Klubhemd, welles Jesicht,
Kräftig jebaut, mehr weefj man noch nicht.
Die Früchte des Fleißes
von Spielern und Dichter
stiehlt abends arbeitsscheues Jelichter.
Wie nennt man einen, der so wat tut?
Wer macht den Schaden wieder jut?
Er lebt unter uns, als Ehrenmann,
und man sieht ihm seine Jemeinheit nich an.
Sie jeben ihm morgen vielleicht die Hand —!
Ick warne vor Unbekannt!

Aber ich muß doch sehr bitten, liebe damalige Zuschauerschar und verehrte jetzige Leserschaft, ist ein Einbruch eine solch alltägliche Angelegenheit? — Wir hatten jedenfalls die Genugtuung, daß wir ein wirklich lebensnahes Spiel gezeigt hatten, denn echter geht’s doch gar nicht: Übereinstimmung von Spiel und Wirklichkeit, und das zur gleichen Zeit! Na bitte! Übrigens, unsere Kasse haben wir auch wieder bekommen und der Täter wurde inzwischen verurteilt.
Schween, O Ia.

An unsere Ehemaligen SCHULJUBILÄUM 1959

Ostern 1959 blickt unsere Schule nach einer fast 200jährigen Geschichte als Lateinschule, Realschule, Oberrealschule, Oberschule für Jungen und Gymnasium auf ein 50jähriges Bestehen als Vollanstalt zurück. Ostern 1909 bestanden die ersten 17 Abiturienten die Reifeprüfung.

Aus diesem Anlaß möchten wir ein Buch herausgeben, das neben Aufsätzen, Anekdoten und Bildern aus der Geschichte der Schule eine Liste aller ehemaligen Abiturienten mit den wichtigsten Angaben über ihren Lebensweg enthalten soll. Zu diesem Zweck erbitten wir über alle ehemaligen Abiturienten folgende Angaben:

1. Geburtsdatum und -ort; 2. Wohnung während der Schulzeit; 3. Kriegsdienst, Einsatz u. ä.; 4. beruflicher Werdegang (Studium etc.); 5. heutige Wohnung; 6. Beruf, Stellung und Tätigkeit; 7. Familienstand und Kinderzahl.

Wir wären Ihnen sehr dankbar, wenn Sie uns diese Daten von Ihnen selbst zuschicken würden. Weiter sind wir an allen Ihnen bekannten Adressen Ihrer Klassenkameraden oder anderer „Ehemaligen“ sehr interessiert. Schließlich bitten wir auch um Mitteilung über gefallene oder verstorbene Abiturienten.

Horst Kienbaum.

Wir besuchten die „photokina 1958“ in Köln

Angeregt von Herrn Tangermann und in dessen Begleitung besuchten vier Schüler der Oberstufe am 2. Oktober die Photo- und Kinoausstellung in Köln. Alle begeisterte Photoamateure, führen wir schon am frühen Morgen los, und wenn auch das Geschüttel des Busses „auf den Magen“ schlug, so sind wir doch gut gelaunt in Köln angekommen.

Diese Ausstellung, die auf dem Deutzer Messegelände in acht großen Hallen stattfindet, zeigt nicht nur alle Geräte und Neuerungen der Photoindustrie der Bundesrepublik und einiger Länder des Auslandes, sondern sie bietet auch unendlich viel Kulturelles, indem sie Bilder und Filme aus aller Welt zeigt. So wird der Besuch der Ausstellung u. a. zu einer sehr günstigen Gelegenheit für den Photoamateur, Anregungen und Ideen für seine eigenen Bilder zu sammeln. Jedes zweite Jahr werden hier Sonderausstellungen der verschiedensten Gebiete gezeigt. So sahen wir die Ausstellungen der Themen „Das Selbstportrait“, „Die lachende Kamera“ und „Die subjektive Photographie“. Hier wurden Bilder gezeigt, in denen Photographen versuchen, mit neuen Mitteln Eindrücke und Gefühle optisch wiederzugeben.

Bei den Photoapparaten zeigen sich immer mehr weitgehendst automatisierte

MIT DER Ulla ZUM BODENSEE

Am 11.9. brachen dreißig erwartungsfrohe Untersekundaner unter der Leitung der Studienräte Kauer und Tangermann von Gummersbach nach Köln auf. Von da ging es am Rhein entlang, vorbei an der Pfalz von Kaub, nach Heidelberg. Unser erster Nachmittag galt der Besichtigung dieser Stadt. Wir besuchten die alte Universität; ich glaube, daß der Karzer mit seinen Bildern und Sprüchen großen Eindruck auf uns alle gemacht hat. Über den kurzen Buckel erklimmen wir den Schloßberg und sahen u. a. das Heidelberger Faß mit der ulkigen Fuchsschwanzuhr und eine Gemäldeausstellung von Jan Wellem. Nach einem Gang über den Philosophenweg und dem Besuch der Heiliggeistkirche ging es am nächsten Tage weiter nach Konstanz, unserem eigentlichen Reiseziel. Dort kamen wir abends an und wurden freundlich vom Herbergsvater empfangen, der uns während der ganzen Zeit große Freiheit ließ. Für den dritten Tag hatten wir uns viel vorgenommen. Vom sogenannten Konzilsgebäude, wo damals zwar nicht die eigentlichen Konzilsversammlungen stattfanden, wohl aber der neue Papst gewählt wurde, ging unsere Stadtführung am Zeppelindenkmal vorbei durch den Stadtpark zum Inselhotel, in dessen Turm Huß gefangen saß. Auch durch das Münster und Rathaus der Stadt wurden wir geführt. Nachmittags setzten wir nach Meersburg über und besichtigten zuerst das alte Schloß. Am Abend stiegen wir durch einige Weinberge hinauf zum Fürstenhäusle, das der deutschen Dichterin Annette von Droste-Hülshoff gehörte. Ein ausgezeichnete Vortrag über ihr Wirken und Schaffen fesselte uns zwei Stunden lang. — Am Sonntag wanderten wir zur Mainau und fuhren zu Schiff nach Unteruhldingen, wo ein jugendlicher Führer ein lebendiges Bild der Pfahlbauten und ihrer Bewohner entwarf. Nach einer Wanderung zur schön gelegenen Barockkirche Birnau führte uns das Fährschiff zur Mainau, wo wir den Eindruck des kurzen Rundgangs am Vormittag in Ruhe und Muße vertiefen konnten. Am nächsten Tag durchstriefen wir Überlingen. Unser erster Gang galt dem vielgerühmten Münster. Da es noch geschlossen war, besuchten wir die spätgotische Franziskanerkirche mit ihrem wunderbaren Rokoko im Innern. Dann betraten wir das Münster mit dem mehrere Meter hohen naturfarbenen Schnitzaltar des Meisters Jörg Zürn. Nachmittags wanderten wir bei strahlendem Sonnenschein vorbei an Schloß Spetzgart zur „Gletschermühle“ und den „Heidenhöhlen“, die in den Mollasse-Sandstein eingehauen sind und aus vorchristlicher Zeit stammen sollen. — Dienstags machten wir eine mehrstündige Rheinfahrt auf der „Munot“, vorbei am

Kameras. Daß aber der technische Fortschritt keine Einbuße der künstlerischen Seite der Photographie gebracht hat, wie man zunächst befürchtet hatte, beweisen die vielen ausgezeichneten Bilder, die die „photokina“ zeigt. Und obwohl eine technisch verfeinerte Kamera teuer ist, werden doch immer mehr Apparate aus der mittleren und höheren Preisklasse gekauft.

Nicht nur der technische Fortschritt spielt heute in der Photoindustrie eine große Rolle. Der Käufer legt heute mehr denn je Wert auf eine formschöne Kamera. So wer-



Foto: W. Hansmann / Heidelberger Karzer

Vogelschutzgebiet Wolmatingen, Schloß Stein am Rhein nach Schaffhausen zum imposanten Rheinfluss und ließen uns am „Känzle“ und der „Fischetz“ naßspritzen. Viele gaben ihr letztes Geld für Schokolade und Zigaretten aus, die auch glücklich durch den Zoll geschleust wurden. Auf der gleichen Route gelangten wir am nächsten Tag zur Insel Reichenau, wo wir uns in Unter- und Mittelzell die alten romanischen Kirchen mit ihren Fresken und Altären sowie in Mittelzell noch den Klosterschatz mit dem berühmten Evangeliiar Ottos I. ansahen. Den Abschluß unseres Bodenseeaufenthalts bildete eine Fahrt nach Lindau, die uns den Bodensee in seiner ganzen Größe und Schönheit seiner Uferlandschaft erleben ließ. Der letzte Tag führte uns nach Freiburg, wo wir das herrliche Münster besuchten. — Der Zweck der Fahrt, uns einen bleibenden Eindruck der Bodenseelandschaft in ihren geographischen Gegebenheiten, ihrer landschaftlichen Schönheit und ihrer reichen Geschichte zu vermitteln, dürfte wohl erreicht sein.

Anschließend ist zu sagen, daß am 24. Oktober ein Zusammensein mit Lehrern und Eltern im Lindenhof bei Kaffee und Kuchen uns die Fahrt in Bild und Wort noch einmal erleben ließ.

-hsm-

den im nächsten Jahr wieder mehr Photoapparate und Projektoren auf den Markt kommen, die das Zweckmäßige mit einer modernen Gestaltung verbinden.

Verläßt man nach vielen Stunden die Ausstellungshallen wieder, von Eindrücken und Bildern überschüttet, die dort auf jeden Besucher eindringen, so fehlt dann nur noch der Hundert- oder besser noch der Fünfhundertmarkschein, um sich den neuesten Wunsch erfüllen zu können, denn hier gilt ganz besonders: „Geld müßt ma ham!“

Lippitz, U la.

EIN FAHRTERLEBNIS *im Spessart*

Ward ihr schon einmal in Bayern? Dann wißt ihr ja sicher auch von der Langsamkeit und Dickköpfigkeit eines bayrischen Bauern ein Liedchen zu singen. Leider haben wir diese auch am eigenen Leibe zu spüren bekommen. Und das kam so:

Am dritten Morgen unseres Aufenthaltes auf der Burg Rothenfels hatte Herr Bickenbach beschlossen, uns zu einem nicht allzuweit entfernten Kloster zu führen. Fröhlich schon zogen wir los. — Die Sonne scheint auf den Tau und alles glitzert wie in einem Schloß aus Diamanten. Unten im Tal zieht ein breiter Nebelschwaden langsam den Main hinab. Wir alle sind tief beeindruckt von der Herrlichkeit der Natur. Bald wechselt der Laubwald in Kiefern- und Fichtenwald. Riesige Findlinge liegen umher. Als wir am Kloster angelangt sind, zerstreuen wir uns ein wenig. Nahe dem Kloster steht eine alte Kirche. Gerade heute liest der Bischof von Bamberg in dieser Kirche eine Messe. Verständlicherweise sind viele Menschen zu diesem Ereignis zusammengekommen.

Herr Bickenbach, der sich unterwegs eine Sehnenzerrung zugezogen hat, gibt uns eine halbe Stunde Zeit, uns das Dorf anzuschauen oder uns auszuruhen. Dieses Ausruhen pflegen manche, darunter auch ich, auf eine besondere Weise zu vollziehen. Nach einem so langen Marsch nämlich sind wir durstig geworden, und wenn man durstig ist, dann muß man etwas trinken. Was nun trinken? Wasser? Nein, auf keinen Fall! Zitrone? Unsinn, das ist doch ein Kindergetränk! Da kommt mir ein Gedanke: Apfelwein! Der ist im übrigen auch am billigsten, das halbe Liter kostet nur 50 Pfg. Wir gehen also in eine Wirtschaft und jeder schmeißt sich schnell auf einen Stuhl. „Hallo, Herr

Wirt, jedem einen Apfelwein bitte!“ Er staunt steht unser Wirt da. Zunächst sagt er gar nichts. Dann erkundigt er sich noch einmal genauestens nach unserem Verlangen: „Also Apfelwein wollt ihr haben.“ Nun beginnt er umständlich uns zu zählen. Aha, also achtmal Apfelwein. Langsam bewegt er sich hinter die Theke und verschwindet dann. — Wir warten, warten. Da geht die Tür auf und herein tritt Herr Bickenbach. Er setzt sich an einen Tisch. Verwundert sieht er sich um und erstaunt schaut er uns an: „Ja, ist denn das die Möglichkeit! Ihr hier?“ Sicher wundert er sich auch, daß wir nichts trinken, denn der Wirt ist immer noch nicht wieder aufgetaucht. Wir hatten ja nur eine halbe Stunde Zeit und davon sind schon zwanzig Minuten vergangen. Die Zeit verrinnt, aber der Wirt kommt nicht. Herr Bickenbach steht schon wieder auf, um zu gehen, als plötzlich der Wirt wieder auftaucht. Langsam bringt er uns die acht Gläser. Aber was sollen wir tun? Jetzt brauchen wir den Apfelwein auch nicht mehr! Jetzt müssen wir ja gehen! Aber davon will der Wirt nichts wissen. Also bleibt uns nichts anderes übrig, wir müssen das halbe Liter Apfelwein auf einmal austrinken. Wir bezahlen schnell und gehen. Aber wie wir an die Luft kommen, steigt uns langsam der Apfelwein in den Kopf.

Auf dem Heimweg haben wir keine Augen mehr für die Schönheiten der Natur, sondern wir sind froh, daß wir überhaupt gehen können. Und das alles ist ja nur durch die Langsamkeit des Wirtes gekommen. Bei uns zu Hause wäre aber so etwas nicht passiert! — — Aber da gibt's ja auch keinen Apfelwein!

Kolligs, U IIIb.

... und zum Abschluß der Fahrtberichte:

Die Klassenfahrt der U IIIa an die Mosel

Am Montag, dem 15. September, begann unsere erste Klassenfahrt. In Gummersbach bestiegen wir den Kölner Zug und waren bald in Kalk, wo wir in den Eilzug nach Königswinter umstiegen. Dort enterten wir nach langer Wartezeit und kleinem Stadtbummel die „Wiesbaden“, einen Rheindampfer der „Köln-Düsseldorfer“. Wir belegten unsere Plätze und stürmten auch gleich die Schiffskantine.

Nach einigen Stunden Fahrt rheinauf erreichten wir Koblenz am Spätnachmittag, wo wir wiederum die Bundesbahn benutzen, um nach Bernkastel, unserem Ziel, zu gelangen. Im Dunkeln mußten wir dann den Burgberg besteigen, um in die Jugendherberge zu gelangen. In der Herberge angekommen, verstauten wir unser Gepäck und krochen nach einem kurzen Abendessen in die Betten.

Die nächsten Tage waren ausgefüllt mit Ballspielen, Wanderungen und Besichtigungen. An einem regnerischen Tage schnitten wir die große Moselschleife ab und gingen an vielen Weinbergen vorbei nach

Traben-Trarbach. Nach einem kräftigen Mittagessen in der dortigen JH wanderten wir dann auf den Mont-Royal hinauf. Auf diesem Berg liegt ein kleiner Flugplatz und eine alte französische Befestigungsanlage aus der Zeit Ludwigs XIV. Dann lernten wir den Weinort Cröv kennen, setzten mit einer Fähre über die Mosel und fuhren mit der Moseltalbahn nach Bernkastel. — Am folgenden Tag starteten wir ein großes Schmugglerspiel. Noch jetzt streiten wir uns darüber, wer nun eigentlich gewonnen hat, die Schmuggler oder die Polizisten.

Dann aber, am vorletzten Tag unseres Aufenthaltes an der Mosel, fuhren wir mit einem Omnibus nach Trier. Wir besuchten den Dom, die römischen Kaiserthermen und das Amphitheater. Nachmittags besichtigten wir die Porta Nigra und das Stadtmuseum. Der letzte Tag verging schnell mit Paddeln auf der Mosel und anderen sportlichen Betätigungen. Wir packten unsere Sachen und fuhren am nächsten Morgen mit der Eisenbahn zurück nach Gummersbach.

Hans-Dietrich Dammann, U IIIa.

Wie kann man ein Gedicht „zum Sprechen bringen“?

(Klassenaufsatz der U Ia)

Die Sprache ermöglicht es dem Menschen, seine Gedanken anderen mitzuteilen; das geschriebene Wort kann diese Gedanken festhalten. Doch ohne Bemühen gibt sie es nicht wieder frei. Ein Stück Prosa läßt sich schwer durchschauen, ein Drama bietet viele Schwierigkeiten, ein Gedicht jedoch verschließt sich dem Leser am stärksten. Wie ist es nun möglich, die verschlüsselte Aussage des Dichters zu erkennen, wie kann man ein Gedicht zum Sprechen bringen?

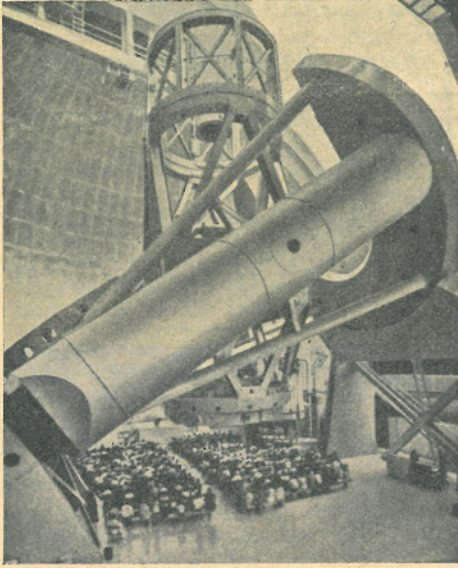
Bevor wir die Wege zu dieser Erkenntnis untersuchen, müssen wir uns über das Wesen des Gedichtes klar werden, müssen wir wissen: ein Gedicht ist — ebenso wie jedes andere Kunstwerk — ein abgeschlossenes, abgerundetes Ganzes, dessen Einzelteile so miteinander verbunden sind, daß man nichts wegnehmen kann, ohne daß etwas fehlt, und dem man nichts hinzufügen kann, ohne daß es stört. Diese Einzelteile, aus denen sich das Gedicht zusammensetzt, entsprechen denen des Bildes: der Aufbau hält das Werk zusammen, die Linienführung wird durch die Sätze erreicht, die Wörter verleihen dem Gedicht die Farbe, die Vokale und Konsonanten die feinen Tönungen; Gleichmäßigkeit und rhythmische Gliederung liefern das Versmaß.

So wird aus den Einzelheiten eine Einheit, ein Zusammenklang, den wir zunächst einmal auf uns einwirken lassen sollten. Wenn wir uns nicht vom Wortzauber faszinieren lassen und die bewußte Schockwirkung des modernen Gedichtes aufnehmen, wenn wir uns nicht in das Werk einfühlen können, hilft uns die verstandesmäßige Analyse der Einzelteile nicht weiter. Aber auch diese Einzelteile dürfen wir nicht aus dem Zusammenhang reißen, wir müssen sie als Teile des Gesamtorganismus betrachten, müssen sehen, in welchem Verhältnis sie zu ihrer Umgebung stehen, wie sie zu dem Wechsel von Spannung und Entspannung beitragen, von dem ein Gedicht lebt.

Dazu trägt schon der Aufbau bei, wie das Beispiel der Sonettform zeigt: hier stehen sich Aussage, Frage und Antwort gegenüber. Aber auch die Art der Sätze fördert das Spannungsverhältnis: asyndetisch nebeneinander gestellte Hauptsätze wirken hart, knapp, sie brechen jääh ab, während Fragesätze zweifeln und klagen, Satzgefüge aber ausgleichen und verbinden. Die Sätze können also so geführt werden, daß sie Ruhe oder Bewegung, ein Aufwärtstreben oder ein Abwärtsgleiten ausdrücken. Das kann noch durch die Vergleiche unterstützt werden, die lebendig oder kalt sein können und deren schneller Wechsel ein Zeichen von Unruhe ist. Schwung und Lebendigkeit können auch die Worte bringen ebenso wie die Wahl der Vokale, natürlich auch das Gegenteil, wie uns Goethes Gedicht „Über allen Wipfeln ist Ruh'...“ zeigt. Hier drücken die dunklen Vokale in „Ruhe“, „balde“ das Schweigen aus, während das „i“ in „Gipfel“ und „Wipfel“ den Blick nach oben zu einer Spitze hebt.

Auch das Versmaß wirkt entscheidend an der Gestaltung des Gesamtkunstwerkes mit, denn der Dichter wählt ja für seine Aussage den Vers, der sie am besten festhält. Eine große Silbenzahl läßt die Zeile lustig hüpfen, während sie bei einer kleinen Anzahl Silben gemächlich schreitet.

Als letztes ist noch darauf zu achten, wie der Dichter die betonten Stellen her-



Klassenaufsatz der Olla

WELCHES GEBILDE DER TECHNIK ERREGT IHRE BEWUNDERUNG – UND WARUM?

Das Fünf-Meter-Spiegelteleskop auf dem Mount Palomar

Die Technik ist die menschliche Erfindung, die der heutigen Zeit ihren Stempel aufdrückt. Täglich gebrauchen wir Redewendungen wie „das Zeitalter der Technik“ oder „unsere technisierte Zeit“. Als Verkörperung dieses technischen Zeitalters könnte man ein Schlachtschiff, ein Flugzeug oder einen Hochofen nehmen. Alle diese Gebilde beeindruckten durch ihren gewaltigen Anblick und die Kraft, die ihnen innewohnt. Ich habe ein Objekt gewählt, das zwar auch durch seine gewaltigen Dimensionen beeindruckt, aber hauptsächlich wegen seiner unglaublichen Präzision bemerkenswert ist: das Fünf-Meter-Spiegelteleskop auf dem Mount Palomar.

Der Gründer der Sternwarte auf dem Mount Palomar war der amerikanische Sonnenforscher George Ellery Hale. Er hatte bereits als junger Mann die Yerkes-Sternwarte in Chicago mit einem Fernrohr von 1 m Linsendurchmesser gebaut. Dieses Fernrohr, das fast 40 000 mal mehr Licht aufnimmt als die menschliche Pupille, war ihm jedoch noch zu klein. Da man den Glaslinsen aus mechanischen Gründen keinen größeren Durchmesser als etwa 1 m geben kann, entschloß er sich, zum Prinzip des Spiegelteleskops überzugehen. Aus der Optik ist bekannt, daß parabolische Hohlspiegel dieselben Bilder wie Linsen liefern. Sie haben aber jenen gegenüber den Vorzug, daß sie vollkommen farbenfreie Bilder liefern, weil sie auf dem Prinzip der Reflexion und nicht der Brechung beruhen.

Hale baute nun auf dem Mount Wilson bei Los Angeles, der klimatisch besonders begünstigt ist, ein 1½-m-Teleskop, dem ein größeres Instrument mit 2½ m Durchmesser, der berühmte Hooker-Spiegel, folgte. Auch diese Riesenöffnung, die bereits 250 000 mal soviel Licht wie das menschliche Auge aufnimmt, genügte Hale noch nicht, deshalb plante er einen Spiegel mit 5 m (200 Zoll) Durchmesser. Er ließ eine Quarzscheibe von 20 000 kg gießen, aber beim Abkühlen zersprang sie. Da versuchte er den Guß mit einem temperaturfesten Glasersatz namens Pyrex. Diesmal zersprang die Gußform. Hale ließ sich nicht entmutigen: beim drittenmal gelang endlich der Guß. Nun wurde die 20-Tonnen-Scheibe geschliffen und poliert; dabei kam es auf millionstel Zentimeter an! Unterdessen baute ein Stahlwerk das Gerüst für das Fernrohr, einige hundert Tonnen schwer. Kurz vor der Installation starb Hale, der diese Krönung seines Lebenswerkes nicht mehr erleben sollte.

Für dieses Bauwerk wurde der Mount Palomar ausgewählt, da sich auf dem Mount Wilson der Lichtschein der wachsenden Großstadt Pasadena immer störender bemerkbar machte. Denn wenn die allgemeine Helligkeit des Nachthimmels zu groß ist, gehen die schwächsten Sterne darin unter.

Natürlich erhebt sich hier die Frage: Wozu dieses Streben nach immer größeren Fernrohrdurchmessern? Die Antwort lautet: Erstens erhält man mit größeren Fernrohrdurchmessern kürzere Belichtungszeiten für die Fotoplatten. Die heutigen Riesenfernrohre sind ja nur Tele-

objektive für eine verhältnismäßig winzige Kamera. Wichtiger ist der zweite Grund: Jedes Fernrohr hat nur ein bestimmtes Auflösungsvermögen, das heißt die Fähigkeit, zwei eng benachbarte Punkte voneinander zu trennen. Dieses Auflösungsvermögen, das mit der Wellenlänge des Lichtes zusammenhängt, wächst mit dem Fernrohrdurchmesser. Mit dem Fünf-Meter-Spiegel kann man zwei Buchstaben in zwanzig Kilometern Abstand vom Beobachter noch trennen. Dieses theoretische Auflösungsvermögen wird allerdings am Himmel nicht erreicht, da die Luftunruhe diesem Versuch eine Grenze setzt.

Auf die Astronomie angewendet heißt das: Der Fünf-Meter-Spiegel dringt, da er den doppelten Durchmesser des Zweieinhalb-Meter-Spiegels hat, auch doppelt so tief in den Raum vor, also zwei Milliarden Lichtjahre statt bisher eine Milliarde (1 Milliarde Lichtjahre = 10^{22} km). Da der von Einstein angenommene Weltradius nicht viel größer ist, kann man vielleicht auf dem Beobachtungsweg unterscheiden, ob der Raum wirklich gekrümmt ist, wie das die Relativitätstheorie behauptet. Die Astrophysik verdankt dem Riesenteleskop viele interessante Messungen an Sternen. In der Nebelforschung konnten viele bemerkenswerte Erfolge erzielt werden, vor allem die Auflösung entfernter Spiralnebel in Einzelsterne und die Entdeckung zusammenstoßender Nebel.

Dieses gewaltige Bauwerk hat mich aus verschiedenen Gründen stark beeindruckt. Man muß sich einmal überlegen, mit welchen Schwierigkeiten die Erbauer zu kämpfen hatten bei einem Bauwerk, wie es in der ganzen Welt kein vergleichbares gab. Daß Hale nicht den Mut verlor, nachdem der unter ungeheuren Schwierigkeiten vorbereitete Guß zweimal mißlungen war, ist wirklich bewundernswert, denn alle Experten waren von der Unmöglichkeit seines Vorhabens überzeugt.

Fast unglaublich mutet auch die Präzision an, mit der das Riesenfernrohr gebaut wurde. Die Genauigkeit von einem millionstel Zentimeter, mit der der Spiegel geschliffen wurde, ist unvorstellbar. Auch die Aufstellung des Fernrohrs und der Antrieb, mit dem es der scheinbaren Drehung des Himmelsgewölbes nachgeführt wird, müssen mit höchster Genauigkeit konstruiert werden, da sonst die Bilder verwackeln.

Schließlich finde ich es besonders schön, daß der Bau ausschließlich für friedliche Forschungszwecke errichtet wurde. Alle oben genannten Gebilde der Technik und viele andere, wie Radio, Radar und Raketen, werden auch für kriegerische Zwecke eingesetzt. Es ist zweifelhaft, ob sie den Menschen mehr Segen oder Fluch gebracht haben und noch bringen werden. Die wissenschaftlichen Geräte dienen dem höchsten Streben des Menschen: dem Streben nach Wahrheit.

Das Riesenteleskop auf dem Mount Palomar ist zweifellos eine der bedeutendsten Leistungen des neuzeitlichen Menschen. Mit Recht darf man es deshalb unter die modernen Weltwunder zählen.

Jürgen Holzauer, Olla.

vorhebt, sei es durch Wiederholung oder Stabreim, sei es durch ein ausgefeiltes Wort oder einen anderen Vers- und Satzbau.

Wenn wir nach diesen Überlegungen ein Gedicht nochmals durchlesen, werden wir plötzlich merken, wie viele Stellen, die uns bisher unberührt ließen, auf einmal deutlich werden und zu uns sprechen. Aber auch dann wird uns noch manches unklar bleiben, wenn wir die Zeit nicht kennen, in der das Gedicht entstanden ist. Denn jeder Künstler kann nur aus seiner Zeit heraus sein Werk gestalten. So ist die Kunst immer ein Spiegel ihrer Zeit, die Abstraktion etwa ein Zeichen unserer technisierten Welt, die Verniedlichung charakteristisch für das Rokoko.

Ein Gedicht so zu erleben wie der Künstler selbst, ist wohl nicht möglich, denn dazu müßte man selbst ein Dichter sein. — Es ist aber möglich, den Wegen des Dichters nachzuspüren und zu versuchen, die von ihm gemachte Aussage nachzuempfinden.

Bühler, U Ia.



Schülerzeitung des Städt. Gymnasiums
Gummersbach

Erscheint vierteljährlich

Chefredakteur: Hans Axel Hausmann O Ib, Bergneustadt, Wallstr. 16 (hah). **Redaktion:** Horst Burkhard Solbach U Ia (sol), Dieter Korten U Ib (ko), Hans Joachim Kerber O Ila (ke), Hinrich Enderlein O Iib (en), Rainer Fischbach O Ila (fi), Hans Peter Doering O Ila (dog) und Rutger Hausmann U Ila (hsm). **Beratend:** Stud.-Ass. Dr. Fischbach (f). Artikel, die mit vollem Namen gezeichnet sind, geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. — Gültige Anzeigenpreisliste

Nr. 2. — Preis pro Heft DM 0,50.

Schwarz auf Weiß ist Mitglied der „jungen presse“ NRW — Satz und Druck: Friedrich Luyken, GmbH., Gummersbach.

Die Meinhardus-Schanze



In wenigen Monaten beginnt die Winter-Saison 1959, es wird die erste richtige Saison für die Meinhardus-Schanze sein. Nach langen Arbeiten erhebt sich nun das Gerüst auf einem Hügel in der unmittelbaren Nähe Meinerzhagens. Manche der Einheimischen nennen es das Wahrzeichen der Stadt.

Nach der Saison 1955/56 hatte man begonnen, die alte Schanze abzubauen und die neue zu bauen. Die vorbereitenden Erdarbeiten nahmen eine sehr geraume Zeit ein, weil wohl nicht der nötige Druck dahinter stand. Man hatte vor, die Schanze Anfang 1957 einzuweihen. Wenn man auch im Herbst 1956, also nach einem guten halben Jahr, die Erdarbeiten zum Abschluß brachte, so war doch mit der Fertigstellung der Schanze im Winter 1956/57 nicht mehr zu rechnen.

Endlich, im Spätherbst 1956, begann eine Meinerzhagener Zimmerei damit, das Gerüst aufzubauen. Diese Arbeit nahm auch nur den vorgesehenen Zeitraum ein. Von Woche zu Woche konnte man in der Zeitung oder auch mit eigenen Augen verfolgen, wie wieder ein weiterer Bock aufgestockt war, denn der Bau verlief wie bei Häusern etagenweise. Die starken Holzstämmen wuchsen täglich in die Luft, aber die Zeitverschwendung bei den Erdarbeiten konnte man bis zur Saison, die unmittelbar vor der Tür stand, unmöglich

aufholen. Ungünstige Witterungsverhältnisse kamen dazwischen, und so wurde es Frühling 1957, bis das 32 m hohe Gerüst fertig war. Es besteht nur aus Holz, lediglich die Sockel sind aus Beton hergestellt. Eine Treppe mit rund 150 Stufen führt zum Start. Der Anlauf fällt von 32 m Höhe bis auf den etwa 3 m hohen Schanzentisch.

Im Sommer dient die Meinhardus-Schanze als Aussichtsturm, sie ist höher als der Unnenbergturm (22 m). Im Norden blickt man auf das neue Sportheim, im Süden kann man bis ins Siebengebirge sehen, falls die Sicht klar ist. Ringsum grüben die Höhen des Bergischen Landes, im Osten liegen die Berge der Olper Gegend. Das Gerüst selbst steht in einer größeren Baumgruppe und ist von Meinerzhagen aus gut zu erkennen. Fast jeden Tag, besonders aber sonntags, wird die Schanze von Einheimischen und Fremden bestiegen. Einige, sogar Erwachsene, machen sich den Spaß, die Bahn hinunterzueilen.

Dem Skispringer ist es bestimmt nicht allzu wohl, wenn er den Anlauf hinunterstaut und dann bis zu 50 bis 60 m durch die Luft fliegt. Erst dann setzt er auf und fährt aus. Dabei muß er die Agger überqueren, deren Quellen in unmittelbarer Nähe der Schanzenanlage liegen. Sie ist dort noch erst ein recht bescheidenes Bächlein und nicht mit der Agger unterhalb der Talsperre zu vergleichen.

Bei der offiziellen Einweihung am 16. 3. 1958 — auf den Tag genau vor 27 Jahren war die alte Schanze freigegeben worden — starteten einige bekannte Skispringer Deutschlands. Außerdem hatten sich Skisportler aus vielen benachbarten und entlegenen Orten zum Start gemeldet, um auf Westdeutschlands größter Schanze zu springen. Am Morgen dieses Tages waren viele Besucher gekommen, um der Eröffnung beizuwohnen. Am Hang gegenüber der Schanze hatte man einen Lift aufgebaut, der die Springer dort den langen und steilen Hang hochzog. Um 14 Uhr begann das Springen, jeder Teilnehmer hatte drei Sprünge. Den Sieg holte sich der Westdeutsche Meister mit 51 m bei wäbriger Schneelage.

Möller, U IIIc.

Achtung Unterstufe!

Leider muß ich mich, wie schon meine Vorgänger, mit einem etwas unerfreulichen Thema an Euch wenden. Ihr werdet schon erraten, um was es sich handelt: Ich muß nämlich wieder einmal über Eure sehr mangelhafte Mitarbeit Klage führen. Zwar hoffe ich, daß ihr unsere Schülerzeitung mit der gleichen Freude lest wie unsere anderen Schüler, aber an den Artikeln gemessen, die ihr uns liefert, schneidet ihr wesentlich schlechter ab. Hätten wir nicht unsern treuen Mitarbeiterstab, ich bin sicher, daß „Schwarz auf Weiß“ schon lange das Zeitliche gesegnet hätte. Die Zeitung heißt ja bekanntlich „Schülerzeitung“, das heißt, sie soll von allen Schülern, gleich welcher Altersstufen, gestaltet werden. Wie wäre es, wenn ihr uns mal einen Aufsatz, der besonders gut gelungen ist, zukommen ließe?

Oder was haltet ihr von einem Erlebnis aus Eurem Alltag, an dem ihre alle teilnehmen ließe?

Seht einmal, unsere Aufgabe, eine wirkliche Schülerzeitung zu drucken, ist schwierig genug, da nur allzu leicht eine Lehrerzeitung daraus wird. Was aber sollten wir denn tun, wenn alle Schüler sich so passiv verhalten, daß am Ende gar nichts übrig bleibt, wenn man nicht eine leere Nummer herausbringen will?

Die Entschuldigung, ihr wüßtet nicht, wem ihr die Arbeit geben solltet, ist ja wohl ziemlich faul, denn im Impressum von jeder Zeitung steht, wer der Redaktion angehört.

Im übrigen bleibt mir nichts anderes übrig, als zu hoffen, daß ihr mich das nächste Mal nicht wieder so im Stich laßt! Nichtsdestotrotz wünsche ich allen ein frohes Weihnachtsfest und ein gutes Neues Jahr im Namen der ganzen Redaktion!

Euer Chefredakteur.

UNTER STUFE

Zu Kaffee, Kuchen und fröhlicher Unterhaltung

lud die Quinta b Eltern, Geschwister und natürlich auch alle Lehrer nach Wallefeld ein. Das ist leicht gesagt. Aber wieviel Arbeit, Mühe und Angst wir vorher hatten, soll auch einmal gesagt werden. Es mußte viel gelernt, geplant und überdacht werden, denn unser ganzes Bestreben war, unsere Eltern zu erfreuen und niemanden zu enttäuschen. Dankend sei erwähnt, daß Herr Studienrat Marquardt uns bei den Vorbereitungen mit Rat und Tat zur Seite stand, uns aber am Nachmittag selbst die ganze Leitung wunschgemäß allein überließ. Ebenso möchten wir den andern Herren danken, die uns bei den Vorbereitungen helfend zur Seite gestanden haben.

Endlich war der von uns mit Freude und Aufregung erwartete Tag da! Während sich langsam der Saal füllte, versuchten wir noch schnell durch Schmücken der Tische mit Blumen allen Gästen zu zeigen, wie sehr wir uns über ihren Besuch freuten. Der gesamte Verlauf des Nachmittags ließ dann auch Harmonie und ein Gefühl der Zusammengehörigkeit erkennen. Zuerst wurde bei Kaffee und Kuchen geplaudert.

Endlich hatten wir das Wort. Unser Sprecher Udo Parussel machte den Ansager. Er erzählte sehr humorvoll, wie auch wir einmal eine „Bildungsglücke“ bei unserm Lehrer feststellten. In der Geschichtsstunde wußten wir nämlich nicht, wer der prominenteste Mann der Bundesrepublik war. Nach der Hilfe, daß der Name mit „H“ anfing, nannte einer von uns als echtes Kind unserer Zeit den Namen Herberger. Da fragte unser Lehrer, wer denn das sei! —

Unser Sprecher beklagte sich auch witzig darüber, daß einmal der Zeichenlehrer nicht habe sehen können, was eine Zeichnung darstellen sollte. Es sei doch ein Pferd gewesen. Man könne doch auch etwas länger suchen, meinte darauf der junge „Künstler“.

Originell und lehrreich war das „Examen“, bei dem unter anderem festgestellt wurde, daß der Sündenfall im Herbst gewesen sei, weil dann erst die Äpfel reif sind. So beantwortete der Prüfling alle an ihn gerichteten Fragen nach seiner Anschauung. — Sehr viel Freude machte die Scharade. Aus sieben Bildern konnte man die sieben Buchstaben des gesuchten Wortes ersehen. Es hieß „Zeitung“. Die Scharade war von den Zwillingen Dickmann erdacht und zusammengestellt worden. —

Weiter wurde ein Streich von Max und Moritz dargestellt. —

Den Höhepunkt der Darbietungen bildete das Stück „Die sieben Prahlhänse“. Sieben wackere Jungen wollten den sieben Prahlhänsen das Prahl abgewöhnen. Aus diesem Grunde erzählen sie ihnen von einem Ungeheuer, das, noch von niemandem gesehen, sich in ihrem Lande aufhalte. Die sieben Prahlhänse überboten sich an Mut und Tapferkeit in

der Vorfreude auf den Kampf. Vor allen Dingen der kleinste unter ihnen, Karl Groß (Goßmann) fühlte Waden und Muskeln schwellen; in ihren Prahlerien wollte jeder als erster dem Ungeheuer entgegentreten. Die sieben wackeren Jungen machten einen von ihnen zum Ungeheuer, indem sie ihn als Häschen verkleideten. Die andern erschienen als Vertreter von Zeitung und Film. Die sieben Prahlhäse stellten sich mit einem langen Speer zum Kampf. Nun wollte niemand mehr der Erste sein. Alle zitterten vor Angst. Vor allem Karl Groß wollte kneifen und rief immer, er „müsse mal“. Aber keiner ließ ihn gehen. Schließlich sagte er: „Ich denke immer nur an meine Mama“. Als das Ungeheuer dann erschien, fielen alle schreiend zu Boden. In diesem Augenblick erschienen die andern und lachten sie schallend aus. —

Zwischen den einzelnen Darbietungen sang der Klassenchor. —

Da das Wetter uns keinen Strich durch die Rechnung gemacht hatte, konnte auch noch unser letzter Programmpunkt abrollen. Wir zogen also gemeinsam zum nahegelegenen Sportplatz. Dort gab es zuerst ein Wettrennen mit Rollern. Dann machten wir noch verschiedene Geschicklichkeitsspiele. Viel Spaß machte uns dann der Zweikampf mit verbundenen Augen. Einer bekam ein Handtuch, mit dem er den andern „verdreschen“ mußte. Dies wiederholten wir einige Male. Dann erwachte in den Erwachsenen die Spiellust und wir durften zusehen. Dabei erlebten wir einen hochdramatischen Zweikampf (mit Handtuch) zwischen Herrn Marquardt und Herrn Schmitz-Justen. Dann lockte die Herren das Fußballtor. Einer nach dem andern versuchte mit mehr oder weniger Geschick seine Kunst im Schießen von Toren. Herr Rebhahn spielte den Torwart. —

Leider geht alles einmal zu Ende. So auch dieser Tag. Mit einem Lied schlossen wir unsern Elternnachmittag.

Günter Wallmichrath, V b.

Ein Traum

Als ich ins Bett gegangen war, schlief ich ein. Des Nachts träumte ich, ich sei auf dem Nürburgring. Ich stand gerade mit meinem Mercedes am Start. Mein Name war Stirling Moss. Der Mann mit der Fahne zeigte den Start an, und schon ging es los. Ich war an der Spitze. Plötzlich kam eine Sprungschanze. Ich flog mit meinem Mercedes einige Meter durch die Luft. Als ich aufkam, platzten alle vier Reifen und ich überschlug mich. Ich flog aus meinem Wagen hoch in einen Baum und landete in dessen Krone. Der Lautsprecher gab bekannt, daß Stirling Moss nicht mehr auf der Rennstrecke sei. Als ich einige Zeit auf dem Baum gesessen hatte, kam ein Düsenjäger und brachte mich an den Start. Fangio machte noch eine Runde und er war Sieger. Nach der Siegerehrung kam ich ins Krankenhaus, weil ich den Schnupfen bekommen hatte.

Zapp, V b.

**Berücksichtigen Sie
bei Ihren Einkäufen
unsere Inserenten!**

Herr Klingen berichtet aus Südamerika:

Ambiente de Altiplano

Inmitten der Jahresschlussklausuren für sämtliche Klassen und der letzten Vorbereitung für eine zweimonatige Autoreise nach Norden über 10000 km erreicht mich die Bitte der Redaktion um einen Bericht aus Südamerika. Die Not der Arbeitsfülle zwingt mich zu bunt zusammengestellten Ge-

danken — aus der Not eine Tugend machen, mag hier das heißen, was ich am Titel dieses Artikels noch übersetzen muß; in Streiflichtern das Milieu (= Ambiente) dieses fremden Landes beleuchten und in das nun so ferne, aber nicht vergessene Gumpersbach projizieren.

Schulalltag auch hierzulande

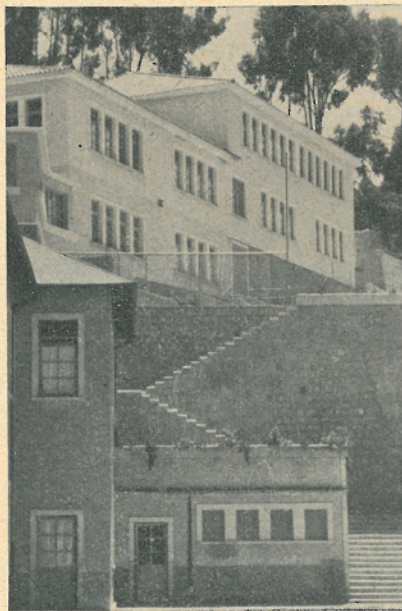
Verzeiht, wenn ich mit dem mir (und Euch?) am nächsten liegenden Bereich der Schule anfangen. Das Colegio Alemán in La Paz ist mit 1300 Schülern eine der größten deutschen Auslandsschulen der Welt. Der Unterricht beginnt im Kindergarten (das ist fast das einzige deutsche Fremdwort, was in die spanische Sprache eingedrungen ist, wie umgekehrt das spanische "basta" [= es genügt] eins der wenigen spanischen Fremdworte der deutschen Sprache) für zwei Jahre, es folgt die primaria mit sechs Schuljahren und schließlich die secundaria mit weiteren sechs Jahren, die nach dem sexto curso (= Unterprima) mit dem bachiller (= Abitur) abschließt. Unser Abitur ist nicht nur in Südamerika, sondern auch in Deutschland und der Schweiz sowie in USA für das Hochschulstudium anerkannt. Die Unterrichtsmaterie ist gegenüber den Gumpersbacher Klassen etwa ein Jahr zurück (in Mathematik und Naturwissenschaft-

rikas nur wenig durch; Latein geben wir in freiwilligen Arbeitsgemeinschaften, jedoch will von den 1300 Schülern nur ein halbes Dutzend etwas davon wissen.

Aber ich wollte ein buntes Lokalkolorit liefern und bewege mich bis jetzt in systematischer Aufzählung. Was fällt auf, wenn man morgens zur Schule geht? Da sitzen die Buben und Mädchen (wir sind eine Koedukationsschule, was sich in allen Altersstufen auf Disziplin und Schulgeist recht positiv auswirkt) auf der Freitreppe vor der Schule in der warmen Morgensonne bereits eine halbe Stunde vor Beginn (so wie die Gumpersbacher Fahrschüler in ihrer Warteklasse). Sie kommen aber keineswegs von außerhalb (vor der Stadt erstreckt sich nur die endlose Hochebene [= altiplano] mit wenigen pueblitos der indios), sondern z. T. aus der unmittelbaren Nachbarschaft der Schule: Zeit spielt in Südamerika überhaupt keine Rolle; natürlich würden genau so viele auch eine halbe Stunde zu spät zur Schule kommen, wenn darüber nicht durch den 2. Hausmeister ein großes Strafregister geführt würde. Auch ich habe mir angewöhnt, geraume Zeit vor Unterrichtsbeginn zur Schule „spazieren“ zu gehen und glaube, daß das besser bekommt als der Laufschrift durch den Hexenbusch von Gumpersbach vor dem ersten Klingelzeichen.

Eigentlich sollen 200 Schultage im Jahr erfüllt werden (etwa ein Monat mehr Ferien als in Deutschland). Jedoch werden es praktisch nur 170—180 je nach politischer und wirtschaftlicher Lage: Einmal ist huelga (= Streik) de los profesores, dann huelga de los estudiantes, dann eine fiesta usw. usw. Wenn wir uns als Privatschule der deutschen Kolonie den Streiks nicht anschließen, kommen finstere Schüler der staatl. Schulen und werfen uns mit Pflastersteinen die Fensterscheiben der Außenfront ein! Alles ist an diesen Zustand so gewöhnt, daß zwar „freudige Erwartung“ unter den Schülern (insbesondere den deutschen) besteht, wenn ein Streik bevorsteht — pie de huelga = Streik bei Fuß — aber dann tatsächlich einige Tage frei gibt.

Eine Sache ist mir im Vergleich zu deutschen Verhältnissen noch besonders aufgefallen. Die Schule ist z. T. im spanischen Stil mit einem großen patio (= Innenhof) gebaut, der für die secundaria (= höhere Schule) zugleich als Pausenhof dient. Der Hof hat steinernen Zementboden. Praktisch ohne daß eine Lehreraufsicht ausgeübt werden muß (ich habe während des ganzen Jahres keine Aufsicht gemacht), bewegen sich die Schüler disziplinierter als in Deutschland: da steht ein Barren in einer Ecke; einige turnen daran ohne Matten über steinernem Boden, aber es entsteht kein Gedränge, kein Unfall (und es existiert keine Haftpflicht). Mädels schwingen in einer anderen Ecke ein großes Seil und springen klassenweise hindurch, alles läuft

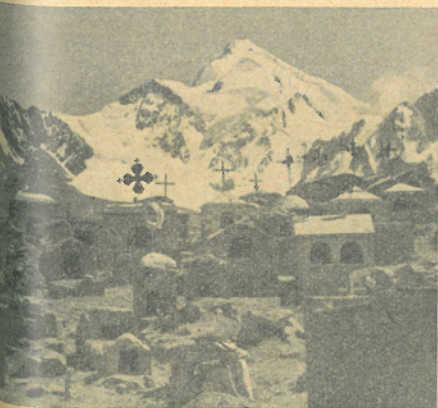


Teilansicht des Colegio Alemán. Die gesamten Baulichkeiten umfassen etwa das Dreifache.

ten, in Englisch und Deutsch noch mehr). Wollte man aber etwa die jetzigen Schlussklausuren etwa als Wiederholungs-Klassenarbeiten mit Gumpersbacher Klassen veranstalten, so käme m. E. auch kein besseres Resultat heraus. Die Wochenstundenzahl ist wesentlich höher als in Deutschland (vor allem durch Aufteilung der Erdkunde in geografía nacional y general, der Geschichte in historia nacional y general und instruccion cívica = Staatsbürgerkunde), innerhalb meiner Fächer nimmt die Chemie einen sehr viel größeren Raum ein als leider nach dem 2. Weltkrieg in Deutschland. Fremdsprachen sind castellano, alemán y inglés. Mit Französisch kommt man auch praktisch an der Westküste Süd-Ame-

friedlich nebeneinander her. Jetzt in der Examenszeit sind oft mehrere hundert Schüler einige Stunden ohne Beschäftigung und Aufsicht auf dem Hof, um auf die Prüfungskommission zu warten: es gibt keinen Auf- lauf, keinen Boxkampf, kein Gegröle, was die Nachbarschaft stört, der ganze Ge- räuschpegel liegt sehr viel tiefer. (Dabei ist das bei den spanischen Jungen be- stimmt keine Sache des fehlenden Tempera- mentes!) — In den Klassenräumen sind zwar die etwas altertümlichen Bänke schlimm mit Buchstaben, Herzen und einigen Haken- kreuzen aus alten Zeiten verziert, Wände, Türfüllungen und Flure aber bei weitem nicht so mitgenommen und verschmutzt wie — na Ihr wißt schon, an welche Wände ich denke. Dabei ist es völlig ausgeschlossen, daß dieser Umstand an der besseren Qualität der südamerikanischen Anstrich- farben liegen könnte!

Der eigentliche Geist der Schule aber kommt in ihren Sonderveranstaltungen zum Ausdruck: fiestas mit der verhaltenen An- mut von Tänzen aus der Kolonialzeit Pi- zarros (z. B. cueca) ebenso wie mit leiden- schaftlichem modernem Tanz (cha-cha-cha), wo die Oberstufenklassen bunte Kioske be- treiben, in denen salteñas (südamerikani- sche Spezialität, sehr scharf) und salchichas (heiße Würstchen) usw. verkauft werden, wo die Unterstufe Rollschuhhockey und die Oberstufe in langen weißen Anzügen gym- nastische Vorführungen startet, wo phanta- siereiches Spiel und sportlicher Wettkampf abwechselt und die 60 Mann starke Tromm- ler- und Fanfarenkapelle der Schule Mili- tärmusik macht. Da sind die politischen Feiertage, wo die gesamte Schule im straf- ten Gleichschritt (einschließlich Lehrerkol- legium, o weh!) am Palast des Präsidenten vorbeimarschiert ("desfile") und es einen doch ein wenig stolz stimmt, wenn immer wieder aus den Fenstern und von den Bal- konen lebhafter Beifall der La Pazer kommt, wenn die deutsche Schule und das deut- sche Lehrerkollegium vorbeimarschiert. Da sind die Gemeinschaftsgottesdienste im patio vor offenem Feldaltar — gestern erst stiegen dort wieder die national-religi- ösen Lieder der Schüler in den blauen Himmel Boliviens, während indianische Maurer am Gerüst meines neuen Chemie- laboratoriums, das der Schulvorstand be- willigt hat, während der heiligen Handlung ihr Haupt mit den Händen verhüllen. Da ist die große Anhänglichkeit der Exalumnos (= ehemalige Schüler), die sich immer wieder zum Nationalspiel der Bolivianer, dem Volley-Ball, im Patio der Schule tref- fen, da sind Laienspiele und Musikveran- staltungen (der Chor umfaßt über 200 Schüler!), da ist schließlich die Fahnenehrung (rot-gelb-grün mit dem deutschen Reichs- adler), wenn der beste Abiturient des Jah- res die Schulfahne unter den Trommel- wirbeln der Kapelle an der angetretenen Front der in Schuluniform versammelten Schülerschaft vorbeiträgt: Ambiente del Colegio Alemán!



Indio-Friedhof vor dem Huayna Potosi in den Anden.

Land und Leute

Die Stadt La Paz ist ein buntes Gemisch von altherwürdigen Bauten aus der Zeit von Cristóbal Colón (= Kolumbus), Kirchen z. B. im Kolonialbarock, gesichtslosen Ge- bäuden aus dem vorigen Jahrhundert, mo- dernen Zementgeschäftsbauten und Hoch- häusern (wie z. B. der Universität, wo ich neuerdings eine Professur für physikalische Chemie übernommen habe) und den adobe (= Lehmziegelbauten) der Indios, die wohl ein Drittel der Bevölkerung von La Paz darstellen.

Das Land Boliviens ist von atemberauben- der Schönheit. Unter tiefblauem Himmel spannt sich durch die Reinheit der Luft in 4000 m Höhe unendlicher Horizont vor der großartigen Silhouette der Kordillere mit ihren bizarren Felsformationen und schnee- bedeckten Sechstausendern. Über die ein- same Hochebene zieht mit seinem Maul- tier der Indio im handgewebten Poncho und bläst melancholische Melodien auf seiner Schilfblockflöte vor sich hin. In einer Autostunde erreicht man den Lago Titi- caca (fünfmal so groß wie der Bodensee), dessen mythische Weite es verständlich er- scheinen läßt, daß einige hiesige Geogra- phen den Ursprung der Menschheit dorthin verlegen. Präinkaische Ruinen befinden sich in Tiahuanaco in seiner Nähe, und leichte Balsas (= Schilfboote) wagen sich auf ihn. In einem Autotag aber erreicht man über halbsbrecherische bajadas (= Ser- pentinenabfahrten, durchweg nur eingeleisig), indem man sämtliche Klimazonen der Erde durchfährt, tropischen Urwald mit heißem, feuchtem Tag und nicht endender Frucht- fülle (Apfelsinen 2 Pfennig!).

Weiter hinaus hat mich bis jetzt eine Winterreise nach Cuzco in Peru geführt, während in wenigen Tagen eine Autoreise, teils über die carretera panamericana (Pan American Highway), teils über Pafy- straßen der Anden über Peru und Ekuador bis nach Bogota/Kolumbien beginnen soll. Später werde ich auch Chile und Feuerland sowie die Ostküste bereisen. Cuzco ist die Inkahauptstadt Südamerikas. Mächtige Festungen mit den typisch zementlos ge- fügten Felsblöcken und eigenartigen tra- pezförmigen Toren, Fenstern und Nischen kann man dort bewundern; auf den Inka- heiligtümern, ihren Sonnentempeln, haben christliche Missionare der Kolonialzeit sym- bolhaft ihre Kirchen errichtet, in denen tonnenschwere goldlegierte Glocken an Stricken aus Llamafellen hängen.

Erlebte Sprache

Vielleicht werden noch einige Bemerkun- gen über den Prozeß des Sprachenlernens in einem fremden Land interessieren. Ein interessanter Vergleich bot sich zwischen einem Physikfachkollegen, der ebenfalls mit mir ohne Spanischkenntnisse begonnen hatte. Jener hatte als Österreicher italieni- sche Schulsprache, ich lateinische Schul- sprache. Mittlerweile habe ich keine Schwie- rigkeiten mehr, er jedoch innerhalb und außerhalb der Schule manche. (Als Schüler hätte ich mir auch nicht träumen lassen, wozu ich nochmal das Latein würde brau- chen können!) Indirekt vom Lateinischen kommt übrigens noch eine andere Hilfe: man fühlt sich wesentlich sicherer mit einem ausgedehnten Fremdwortschatz, sowohl in der wissenschaftlichen Terminologie, wie auch im täglichen Leben. Schon vom ersten Tag an mußte ich in drei von sechs Klassen ausschließlich auf spanisch unterrichten (weil sie nur bolivianische Schüler enthalten), nach einem Monat hatte ich die ersten bo- livianischen Privatschüler, nach einem guten halben Jahr bekam ich das Angebot der Universität, wo ich in meinem Laborato-



Fischer birgt seine Balsa am Lago Titicaca vor herauf- ziehendem Gewitter.

rium teils englische und nordamerikanische, teils deutsche Apparate für die Studenten mit spanischen Anweisungen versehen muß und in spanisch Vorlesungen halte (und nicht mehr mit Deutsch als Fremdsprache wie im Colegio Alemán rechnen kann). Die Probleme des Telefonierens in spanisch, technischer Unterhaltung z. B. in der Auto- reparaturwerkstatt, juristischer Spitzfindig- keiten im Zollverkehr und der Visenbeschaf- fung auf den Botschaften (das ist ein Pro- blem für sich, da die meisten südamerika- nischen Länder sich gegenseitig nicht riechen können trotz der Dienstspässe des Aus- wärtigen Amtes, die wir haben) sind im allgemeinen mit einiger Konzentration lös- bar. Es kommt viel auf die Normung der Sprache auf einen bestimmten Bereich an und auf die Fähigkeit, sich mit bestimmten sprachlichen Formeln in jeder Lage auszu- drücken, d. h. mit engem Vokabelschatz zu sprechen und mit weitem Vokabelschatz zu hören und zu lesen; eine „Diffusion“ des weiten und engen Vokabulariums zugunsten des letzteren trifft im Laufe der Zeit von selbst ein. Am schwierigsten bleibt schließ- lich das scheinbar Einfachste: die Umgang- sprache, z. B. mit dem Taxichauffeur. Erstens sprechen diese Leute unartikuliert und mit verschwommenen Endungen, zweitens kennt man nicht immer die Materie, von der sie sprechen, wodurch der Prozentsatz des un- bekannten Vokabulariums sofort wesentlich in die Höhe schnell, während er bei der Lektüre etwa eines physikalischen Zeit- schriftentextes praktisch gleich Null sein kann.

Es ist nicht alles Gold — was weit weg ist

Schließlich will ich nicht verschweigen, was hier enttäuscht. Innerhalb der Unter- richtsmethode wird leider sehr viel aus- wendig gelernt. Mancher hiesige professor (das ist der Titel für Studienrat, während der Univ.-Professor catedrático heißt) dik- tiert vom Anfang der Stunde bis zum Schluß. Sogar das spanische Wort für „Unterricht geben“ heißt „dictar classes“. Das macht die ganze Schularbeit etwas handwerklicher und färbt natürlich auch auf uns ab.

Außerhalb der Schule in bunter Folge einige Merkwürdigkeiten, die in Aben- teurerbüchern meistens falsch dargestellt werden. La Cruz del Sur (= Kreuz des Sü- dens) ist ein relativ unscheinbares Stern-

Die gekürzte Kurzgeschichte

Kürzlich klemmte ich mir eine selbstgeschneiderte Liebesgeschichte unter den Arm, um sie einem Redakteur vorzulegen, von dessen Milde und Langmut man sich rühmliches an den Lagerfeuern armer Schriftsteller erzählte. Es war etwas Glutvolles zwischen Signor und Signorina, mit feurigen Blicken hin und her. Der Redakteur, dem ich ängstlich dieses Gewebe aus Leidenschaft und südlichem Rausch vorlegte, hob müde seine Augen und fragte: „Was'n das?“

Er blätterte lustlos in den Seiten herum und ließ dann zwei Worte, zwei elende kleine Worte fallen: „Zu lang“, sagte er. Auch ein Dichter krümmt sich, wenn er getreten wird: „Aber man muß doch den jungen Leuten, die sich zum erstenmal sehen, mindestens zwanzig Zeilen dafür zugestehen und dreißig weitere bis zum ersten Kuß!“

„Tut mir leid!“ sagte er, „streichen Sie die halbe Sehnsucht bei ihm und fünfzig Prozent Bedenken bei ihr — lassense den jungen Mann schärfer rangehen und dann versuchen's nochmal!“

Wie mache ich das nun? Da kommt nur die Liebe auf den ersten Blick in Frage. Fangen wir mal an:

Florenz... Gianni, der junge männlich-schöne Gianni, schreitet die Marmorstufen seiner angestammten Villa in lässiger Kraft herab. Leise, sich selber fast unbewußt, summt er sonder die „Fischer von Capri“ vor sich hin. Die Sonne ist soeben im Westen verlohnt... (bei uns in Deutschland geht sie bloß unter, aber in Italien verlohnt sie selbstverständlich, weil dort alles viel leidenschaftlicher ist). Die Luft ist weich und berauschend, vom Garten her steigt betörender Duft wie ein Schluchzen aus Tausenden von Blumenkehlen empor... (Ist das nicht gut, was?). Der volle Mond schwebt soeben herauf und übergießt Gianni nebst Villa, Marmortreppe und Garten mit einer Flut silbernen Lichtes. Im Hintergrund zieht leise rauschend das metallene glänzende Band des Arno dahin... dahin..., ein leiser Wind erhebt sich — aber halt! beinahe hätte ich vergessen, daß dies ja eine Kurzgeschichte werden muß. Der Leser wird also gebeten, seine eigenen Hexenbusch- oder Berstig-Erfahrungen ins Italienische zu übertragen.

Gianni also durchschreitet ruhevoll den väterlichen Garten. (Er ist natürlich ein vermögender junger Mann ohne erkennbaren Beruf; es genügt zu wissen, daß er der männlichste aller Männer ist und daß er eben den Garten durchschreitet, um vielleicht seinem Schicksal zu begegnen.)

Und dieses Etwas, das, wenn es in den Sternen gestanden hätte, sein Schicksal geworden wäre, bestand aus einem defekten Auto Marke „Lancia“ — aber nein, wieso eigentlich? Lassen wir das Auto einfach ein Auto sein und nennen wir die junge samtägige Dame, die darinnen sitzt, Lancia — es klingt so atemberaubend fremd! Ihr Gesicht ist edel geschnitten und ihre weich glänzenden, schwarz schimmernden Haare fließen auf ihre Schultern herab. Die junge Dame langweilt sich offensichtlich. Sie hat ihren kleinen, schnittigen Hund lässig im Arm und kraut ihm gedankenverloren das Fell. Unter dem Auto liegt der finster blickende, niedrigstirnige Begleiter der Signorina, namens Ugolino.

Das heißt, dies alles weiß Gianni natürlich noch nicht; ich sage es nur der Platzersparnis wegen gleich hier. Gianni

bild, vergleichbar dem kleinen Wagen mit dem Polarstern, was sich ebenso wie dieser mehr durch die Tatsache der genauen Himmelsrichtung auszeichnet als durch besondere Brillanz. Überhaupt ist der südliche Sternenhimmel arm an charakteristischen Bildern. — Ich glaube nicht, daß es sich lohnt, einen Stierkampf öfter als einmal anzusehen. Oft gehen die unterernährten Stiere vor den Toreros laufen und werden dann von hinten jämmerlich abgestochen. Mag sein, daß das im Mutterland Spanien anders ist. — Llamas, durchweg sehr schöne, stolze Tiere, habe ich schon manchmal von nahem photographiert, ohne daß sie mich angespuckt haben. Der Condor hat zwar bis zu 3 m Spannweite, ist aber grundsätzlich ein Aasgeier mit der bekannten Halskrause und dem unappetitlichen nackten oberen Halsteil, der nur totes Vieh frißt. — Wahrscheinlich ist der Indio nicht nur der träge, dumme und pisco oder chicha trinkende Alkoholiker, wie er in den Büchern steht. Als eiliger Tourist bekommt man falschen Eindruck. Später werde ich einmal ausführlicher darüber schreiben. Bewundernswert sind viele ihrer kunstgewerblichen Arbeiten, die ich in drei Jahren Euch in Gummersbach auch praktisch zeigen kann. — Nicht jeder Kaufmann, der aus der Heimat ausgewandert ist, hat hier goldenen Boden gefunden. Mancher Mittelständler möchte gerne zurück, — wenn er könnte. — Das Höhenklima mit Normaldruck 470 statt 760 mm Quecksilbersäule und entsprechender Sauerstoffarmut ist nicht so aufregend, wie gewerbliche Abenteurer, Journalisten und Filmleute es schildern. Nach einer Anpassungszeit schnappt man keineswegs nach Luft; die Straßen sind unglaublich steil (mit Ledersohlen und Lederabsätzen kann man sich oft nicht auf dem Bürgersteig halten), die Autos verlieren 35% (deshalb hat mein 100 PS), aber der Volkswagen schafft einfach Unglaubliches. — Kirchenglocken (gerade läuten sie zur Papstkrönung) sind in ganz Südamerika einfach kümmerlich. — Vernünftige Speiserestaurants gibt's nur wenige. (Habe Sehnsucht nach der Gummersbacher Gastronomie!!)

Einige Unruhen und Schießereien (Soldaten und leider auch die mineros sind mit deutschem Karabiner bewaffnet) hat es schon gegeben. Die Hunde im Haus mit

sieht nichts als zwei Hosenbeine mit den entsprechenden Schuhen. Und ach, die sieht er erst, nachdem er herzhafte über sie gestolpert ist. Er schaut die Dame mit den schwarz schimmernden Augen an, schaut sie an, versenkt sich in die geheimnisvollen Abgründe ihrer Augen, saugt sich an ihnen fest, fühlt einen nie empfundenen Schmerz und merkt nicht, daß er dem unglücklichen Ugolino nochmals auf die Beine tritt. Dergleichen existiert jetzt nicht für ihn — und er flüstert mit mühsam verhaltener Glut: „Signorina!“ und nochmals „Signorina!“... was auf Deutsch „Fräulein“ heißt. Nun kommt es auch bei uns vor, daß ein junger Mann einfach „Frollein“ zu einer fremden Dame sagt, aber das gilt nicht als fein — es sei denn, der junge Mann sei Obusschaffner. Doch „Signorina“ ist natürlich etwas anderes... „Signorina“ ist Musik... Aber fahren wir fort: Inzwischen ist der schlecht behandelte Ugolino unter dem Auto hervorgekrochen und zischt seinerseits drohend: „Signor!“; was auf Deutsch „Herr!“ und auf Berlinisch „Männchen!“ bedeutet.

Aber sehen wir weiter zu: Ugolino hat das Gesetz des Handelns an sich gerissen. Er schiebt sein unschönes Gesicht, das durch einen Streifen schmutzigen Öls beinahe dämonisch anzuschauen ist, vor

alter Bolivienerfahrung verkriechen sich dann prompt in eine Ecke. —

Einen typischen Witz für das bolivianische Verhältnis zum Ausländer und spanische Redensarten will ich noch wörtlich wiedergeben: Bevor ich noch einen einzigen Studenten der Universität kennengelernt hatte, bekam ich von der studentischen Vertretung, die meinen Namen wahrscheinlich in irgendeiner Liste gefunden hatte, folgenden Brief:

Al señor Dr. León Klinghen (entspricht der spanischen Aussprache meines Namens!)

El Centro de Estudiantes de la Facultad de Arquitectura y Urbanismo, en conocimiento de su alto espíritu deportivo y generosa colaboración, ha tenido la libertad de tomar su distinguido nombre para designarlo „padrino de los implementos deportivos“ de esta facultad.

Agradeciendole de antemano au favorable constatación nos despedimos de Ud. muy atentamente...

(Die stud. Vertretung der Studenten der Fakultät für Architektur und Städtebau hat in Kenntnis Ihres hochherzigen Sportgeistes und Ihrer großzügigen Zusammenarbeit sich die Freiheit erlaubt, Ihren Namen als Schirmherrn für die Sportveranstaltungen der Fakultät zu nehmen).

Erstens können die Städtebauer höchstens die Chemie des Zements mit meinen Physikochemikern gemeinsam haben. Zweitens ist die Kenntnis meines besonderen Sportgeistes allenfalls auf den (passiven) Besuch einer Catcherveranstaltung zurückzuführen — sonst habe ich hier noch keine Sportveranstaltung außerhalb der Schule besucht. Drittens heißt „padrino“ eigentlich Taufpate — ich habe das einmal bei einer Indianertaufe erlebt — und bedeutet, daß man laufend Geldzuwendungen zu machen hat; ein Bekannter in ähnlicher Ehrengeschäft mußte neulich die Trikotausrüstung für eine volle Fußballmannschaft stiften... (Ausländer haben Dollars, der hiesige Boliviano ist nichts wert: 1 Dollar = 11 500 Bolivianos).

Damit für heute genug. Das nächste Mal berichte ich von den Abenteuern der großen Autofahrt quer durch den Kontinent! Über jeden Brief aus der deutschen Heimat freue ich mich, besonders aus Gummersbach.

Leo Klinghen.

die fremde Göttin... Aber Gianni, der schlanke, stolze Gianni, richtet sich hoch auf und — aber wehe! Es soll nicht sein! Wenn ich jetzt Gianni für seine Liebe kämpfen lasse, komme ich mit dem Platz wieder nicht aus! Er muß verzichten! Muß!! Und wenn ihm und mir das Herz bricht!!! Und so wirft denn Gianni einen langen Blick auf die Fremde, einen kurzen auf Ugolino, malmt ein verächtliches „Maledetto“ (lies: Klotze) zwischen den Zähnen hervor, wendet sich, tritt durch das Hinterpförtchen, schreitet zurück durch den duftenden Garten, steigt, um Jahre gealtert, die Marmortreppen empor und läßt die Türe schicksalhaft hinter sich zufallen...

Das Innere der väterlichen Villa und Giannos überlasse ich aus obigen Gründen vertrauensvoll dem Gemüt des mitfühlenden Lesers...

Ugolino kriecht fluchend wieder unter das Auto. Die Dame seufzt, ohne sich näher zu erklären, und streichelt den Hund, der mit wissenden Augen in den Mond starrt...

Ach, hätte ich nur ein wenig mehr Platz gehabt! Wie so ganz anders wäre dann alles gekommen.

Bühler, U Ia.

deutsch-englische Jugendbegegnung 1958

2 Wochen ergebnisreicher Gemeinschaft in mittelenglischem College

Auslandsfahrten werden unter erzieherischem wie weltanschaulichem Aspekt von Jahr zu Jahr wichtiger: Die engen Grenzen unseres Landes versinken, aus der Lehrbuch-Abstraktion wird herausfordernde Wirklichkeit, fremde Lebensformen zwingen zu Vergleich, die verwirrende Lebendigkeit moderner Fremdsprachen wird unabweisbar bewußt. Was dem Unternehmen „Englandfahrt Gummersbach—Barlaston 58“ die besondere Note verlieh, war das Gemeinschaftsleben, 14 Tage lang, in einem College.

Die Vorbereitungen waren nicht einfach. Lange, man kann sagen Monate, dauerte der Schriftwechsel. Endlich, nach Hangen und Bängen, stand die Zahl der Glücklichen fest, die diesmal den Sprung über den Kanal antreten konnten: 11 Jungen, 4 Mädchen, 2 Begleiter. Beratungen in großen Pausen tasteten alle Fragen ab, wobei sich mancher gedacht haben mag: Ganz schön in der wortreichen Theorie, aber wie sieht die Praxis aus?

Nun, der Start verlief programmgemäß. Am 20. August beherrschten die Engländer mit elterlichem Anhang unstreitig die Gummersbacher Bahnhofshalle. Die Zählung stimmte, auch der letzte — man schaute schon nach ihm aus — kam mit Koffer und viel Erwartung. Elterliche Mahnungen, gute Wünsche, Ratschläge kürzten die Abfahrtsminuten. Dann ging es in die dunkle Nacht dem Reiseabenteuer entgegen. Köln: zwei Stunden Verwarten, Kärnten-Expref; glattes Einsteigen, Zollkontrolle in Aachen: wenig Aufregung, Brüssel: Staunen über Stadttunnel und die Expo-Lichter, Ostende: Dampferbesteigung in kühlem Morgen: das waren die nächsten Stadien. Der Kanal meinte es gut, leicht nur wiegte sich die einige tausend Tonnen große Fähre. Dover bedeutete bei dem Ferienverkehr Eile, bis alles im winzig scheinenden Zug gepfercht saß.

Dann aber kam das Fremde in vollem unbeschwertem Ausmaß. Die üppigen Obstgärten Kents wirbelten vorbei, Canterbury ragte mit seiner Kathedrale imposant auf, dann zeigte Rochester mit seiner klobigen Normannenfestung auf die Geschichte der Insel. Und von da an: Parkgrün, Kricket-Enthusiasten, eingefangen von den unbeschreibbaren Häusermassen, charakteristisch gezeichnet von unzählbaren Kaminrohren. Überraschend öffnet sich die Häuserschlucht, nach links und rechts glitzert die Themsenbreite. Und dann umfängt Bahnhofsdunkel: Viktoria ist erreicht. Die Reisemüden werden umwirrt von den riesigen Bus-Untieren, den unaufhörlich heransausenden flinken Taxen. Der Weg zur ersten Unterkunft (südlich des Stroms) wird gefunden. Die erste Stärkung winkt, das erste Nachtquartier verheißt Erholung.

Der CVJM hat in diesem Jahr erstmalig eine Schule vom Londoner Grafenschaftsrat für die Ferien gemietet. Kleinkinder-Tische und -Stühle, grellbunte Zeichnungen erinnern an den Normalzweck des Baues. Aber mit Geschick bringt man Wanderer aus aller Welt unter, setzt ihnen am Morgen ein englisches Teilfrühstück vor (Cornflakes, Tee, Marmelade, Weißbrot).

Natürlich werden die unabdingbaren Besichtigungspunkte angesteuert. Wer könnte sich den Tower versagen, wer könnte auf Trafalgar Platz, Downing Street, Buckingham Palace, Westminster Abbey verzichten? Die

Stunden verfliegen, fast ist zum Essen nicht Zeit. Doch die „Salatschüssel“ bei Lyons gibt ja auch landeskundlich Wichtiges. Da später noch einmal Besichtigungsmöglichkeit in London bestand, konnten noch die Redner-Ecke im Hyde Park, der Hampton Palace aufgesucht werden. Vielleicht aber steht im Gedächtnis der Gottesdienst in St. Paul voran, bei dem ein anglikanischer Erzbischof aus Australien predigte. Aber vergessen wir nicht die Royal Festival Hall, Relikt der Weltausstellung, wo nach Bewunderung der großen und doch intimen Konzertaula der Blick vom Balkon bei verdämmendem Licht die brausende Weltstadt in eine bezaubernde, romantische Lichtvision im Themse-Widerschein wandelt!

Barlaston war Mitte, unverkennbar Zentrum des Englandsaufenthaltes. Für den Außenstehenden wird eine Vorstellung schwer zu vermitteln sein. Zwei D-Zugstunden von London, 20 Minuten Kleinbahnfahrt. Dann kurzer Spazierweg, wir stehen vor einem englischen Landhaus, Stil und Bauzeit Anfang des Jahrhunderts. Heraus tritt ein mittelgroßer Mann mit rötlichem Haarbusch. Er schüttelt die Hände, es ist wirklich Mr. Lloyd, Träger englischer akademischer Titel, aber ohne die reserve und stiffsness, die Lehrbücher unterschiedslos jedem Albion-Einwohner nachreden. Die Unterbringung geht in Minuten vor sich. Immer wird auf gutes Mixen der Nationalitäten gesehen: 2—3 Deutsche, 2—3 Briten. Das „How do you do?“ kann starten. Über die Verpflegung haben alle ehrlich gestaunt: das Frühstück ist von sagenhafter Fülle, nachts kann man noch an die Vorräte! Die lectures steigen vom sprachlich Einfachen an. John (Mr. Levett) kennt die Einstellung zu Ausländern, jedes Wort wägt er auf Verstehbarkeit ab. So kann man die Geschichte des englischen Dramas voll begreifen. Die zweite Woche wird noch lebensvoller. Englische Jugend — Mädchen und Jungen aus dem benachbarten Newcastle — rücken an. Die Referenten wechseln nun, es gibt Vorträge über alles, was dem heutigen England typische Farbe verleiht (Erziehung, Regierung, Hausbau, Kunst, Musik), Busfahrten bilden dazu Anschauungsunterricht, denn bei dem Weg über die einsamen Moore, aus dem grauen „gritstone“ Land zur Helle der Kalksteinlandschaft Derbys sieht man die Geologie Mittelenglands lebendig. Und Chester bringt in Fachwerkbau, Straßenanlage und der Grenzgliederung gegen Wales historisch die Römerzeit, Mittelalter, Elisabethanische Blüte wie die Rivalität mit den Walisern zum Anklingen.

Heute gehen Briefe zwischen deutschen und englischen Begegnungsteilnehmern hin und her. Erinnerungen an die unstreitig schöne Zeit gemeinsamer Freude werden getauscht. Es stimmt zu Dankbarkeit gegenüber unseren englischen Gastgebern und Freunden, daß in einer Zeit vielfacher Mißverständnisse zwischen Völkern hier eine Zeit ungetrübter Gemeinsamkeit durchlebt werden konnte.

Natürlich wollen wir es bei diesem ersten Mal nicht bewenden lassen. Der englische Gruppenleiter, Mr. Geoffry Newbold, wird Gummersbach besuchen. Wer 1959 dabei sein möchte, kann sich das in den nächsten Wochen überlegen und sich dann bei mir melden.

W. Hanckel.

Fußball
IM VORMARSCH!

An unserer Schule stand der Handballsport von jeher im Brennpunkt der sportlichen Ereignisse. Dies ist wohl in erster Linie auf die Tradition der Stadt selbst in dieser Hinsicht zurückzuführen. Die schönen Erfolge unserer Handballer haben der Tradition ja auch immer Recht gegeben. Leider trat deshalb aber der Fußball vollkommen in den Hintergrund.

Da der Fußballsport jedoch immer seine Anhänger hatte, so konnte es nicht ausbleiben, daß er auch an unserer Schule mit der Zeit Fortschritte machte. Ein Fußballtraining, ähnlich dem der Handballer, besteht ja schon längere Zeit. Doch gerade in allerletzter Zeit ist der Zustrom erfreulich angestiegen. Es sind mindestens zwanzig „Fu-Fas“ (Fußballfans), die einmal wöchentlich unter der Leitung von Stud.-Ass. Marquardt eifrig trainieren. Es wäre zuviel erwartet, sich deshalb einen radikalen Leistungsaufschwung vorzustellen. Nur durch einen ständigen Spielbetrieb mit anderen Schulen kann Erfahrung gesammelt werden, die dann wieder bessere Leistungen bewirkt. Mit diesem Ziel ist gerade jetzt der Spielbetrieb intensiviert worden. Gummersbach hat gegen andere Schulen, wie Bergneustadt, Waldbröl und Wiehl, Freundschaftsspiele ausgetragen. Der Erfolg war wechselhaft, aber die Spielerfahrung der jungen Mannschaft ist auf jeden Fall gestiegen.

Um dieser Mannschaft nun auch in einer Punktrunde ihre Chance zu geben, hat Herr Marquardt sie zur Ausscheidung um eine Wintermeisterschaft gemeldet. Das Gymnasium spielt in einer Gruppe mit Siegburg und Waldbröl. Es ist nicht zu erwarten, daß unsere Schule als Sieger aus diesem Kampf hervorgeht, aber ein Punktspiel spornt Ehrgeiz und Leistungsvermögen besonders an. Es bleibt zu hoffen, daß unsere Mannschaft für sich Gewinn davonträgt.

- en -

Schülermund und
Lehrerweisheit
an unserer Schule

Gustav-Adolf mußte Angst haben, daß ihm der Rücken abgeschnitten wurde.

Die Städte, Dörfer und das Land lagen 1648 völlig verwüstet. Die Menschen hatten keine Lust zum Arbeiten und verzogen sich in die hintersten der Wohnräume.

Merkantilismus ist der Handel, den fremde Kaufleute ins Land bringen und dort verkaufen.

Wenn ein Esel Hunger hat, wird er angezogen vom Heu und vom Knurren seines Magens.

Das Kind kommt sozusagen als unbeschriebenes Blatt auf die Welt.

Cleantes benutzte seine Hände, um den Garten zu bewässern (vgl. Seneca, epist. morales 13,3).

Also... mit anderen Worten... die alten Griechen kristallisierten sich.

Ich möchte diesen Punkt aufgreifen, der uns auf der Reise entgegengetreten ist.

Apotheke am Markt

W. Schloßmacher

GUMMERSBACH

Kaiserstraße 44

Kaiserstraße 44

Optik bringt Freude!

Feldstecher · Mikroskope · Barometer
Theatergläser · Lupen · Kompass

Brillen-Löwe Augenoptikermeister
Gummersbach, Moltkestr. 17 gegenüber der Gasgesellschaft

Sport-Brinkmann

Wilhelmstraße 1 · Telefon 2281

der fachliche Ausrüster

in allen Sportartikeln
und sportlicher Bekleidung



Musik - Instrumente

wie

Akkordeons - Gitarren

Blockflöten - Mundharmonikas u. a.

sowie

Schallplatten und Noten

kauft man im Fachgeschäft

MUSIKHAUS JORETZKI, Gummersbach

Kaiserstraße 22 · Telefon 2797



OBERBERGISCHE BÜCHERSTUBE
Adolf Osberghaus · Gummersbach

FÄRBEREI UND CHEMISCHE REINIGUNG

Thiel

Gummersbach, Hindenburgstr. 39

„ Kaiserstr. 30

Dieringhausen, Kölner Straße 61

Bergneustadt, Kölner Straße 186

Annahmestellen überall im Oberberg. Kreis

Café Viebahn Inh. Heinz Rudolph

GUMMERSBACH

Feldstraße

**Guter Kaffee, gehaltvolle und
wohlschmeckende Backwaren**

Angemessene Preise.



Bergische Apotheke

Arthur Greive

Inh.: Karl-Egon Spahn

Gummersbach, Kaiserstraße 40/42

Fernruf 2160



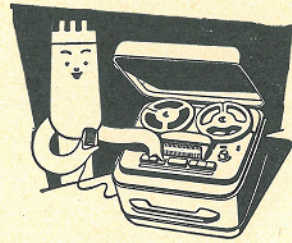
AUGUST RÜGGEBERG
MARIENHEIDE / RHLD.

Werkzeug-
und Werkzeugmaschinenfabrik

telegramm an alle twens:

vorwiegend sportlich und lustig
- stop - wie die Jugend selbst
- stop - modernes anzugmodell aus
glenscheck - stop - mit calypso-
hose - stop - reinwollene quali-
tät - stop - sortiert in allen
größen - stop - überraschend
preiswert - stop -

erwin hassel, passage-kaufhaus
gummersbach



Tonband-Wunderband

Ihr Funk-u. Fernsehberater

Rundfunk-Weller Gummersbach

Ing. FRANZ KAIL

Kaillux-Leuchten · Techn. Großhandel

„Konstrukta“ - Wäscheautomaten

Gummersbach, Kaiserstraße 71 · Ruf 3009



Damen- u. Herren-Tuche

Spitzen-Qualitäten
für gute Maßarbeit
Vermittlung von
Maßkonfektion

EDMUND KELLBERG

Gummersbach / Schützenstraße 20

FRIEDRICH LUYKEN GMBH
GUMMERSBACH · AM EINHORN 2
BUCHDRUCKEREI UND VERLAG

Wir beraten Sie gerne

Telefon 2681



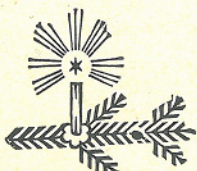
125 Jahre

Anfertigung von Schülerzeitungen, Heimatblättern, Dissertationen, Jahresberichten, Festschriften und wissenschaftlichen Werken.

Drucksachen für Industrie, Wirtschaft, Behörden und Vereine.

Geburts-, Verlobungs-, Vermählungs- und Danksagungskarten aller Art.

Trauerdrucksachen innerhalb kürzester Frist.



Allen unseren Lesern und Inserenten

Frohe Weihnachten und ein erfolgreiches Jahr 1959

Emil Wilh.

Sondermann

Gummersbach/Rhld.

Spinnerei

und Strickwarenfabrik

EDELSTAHL

EDELSTAHLGUSS

**MÄRKER
STAHL**

BLANKSTAHL

**SCHMIDT & CLEMENS
EDELSTAHLWERK
BERGHAUSEN BEZ. KÖLN**

Buchhandlung Emil Gronenberg

Moltkestraße 13

Sämtliche Schulbücher

(Lehrbücher, Lektüren, Wörterbücher)

sowie alle Schulartikel

Durchgehend geöffnet von 7.30 — 18.30 Uhr